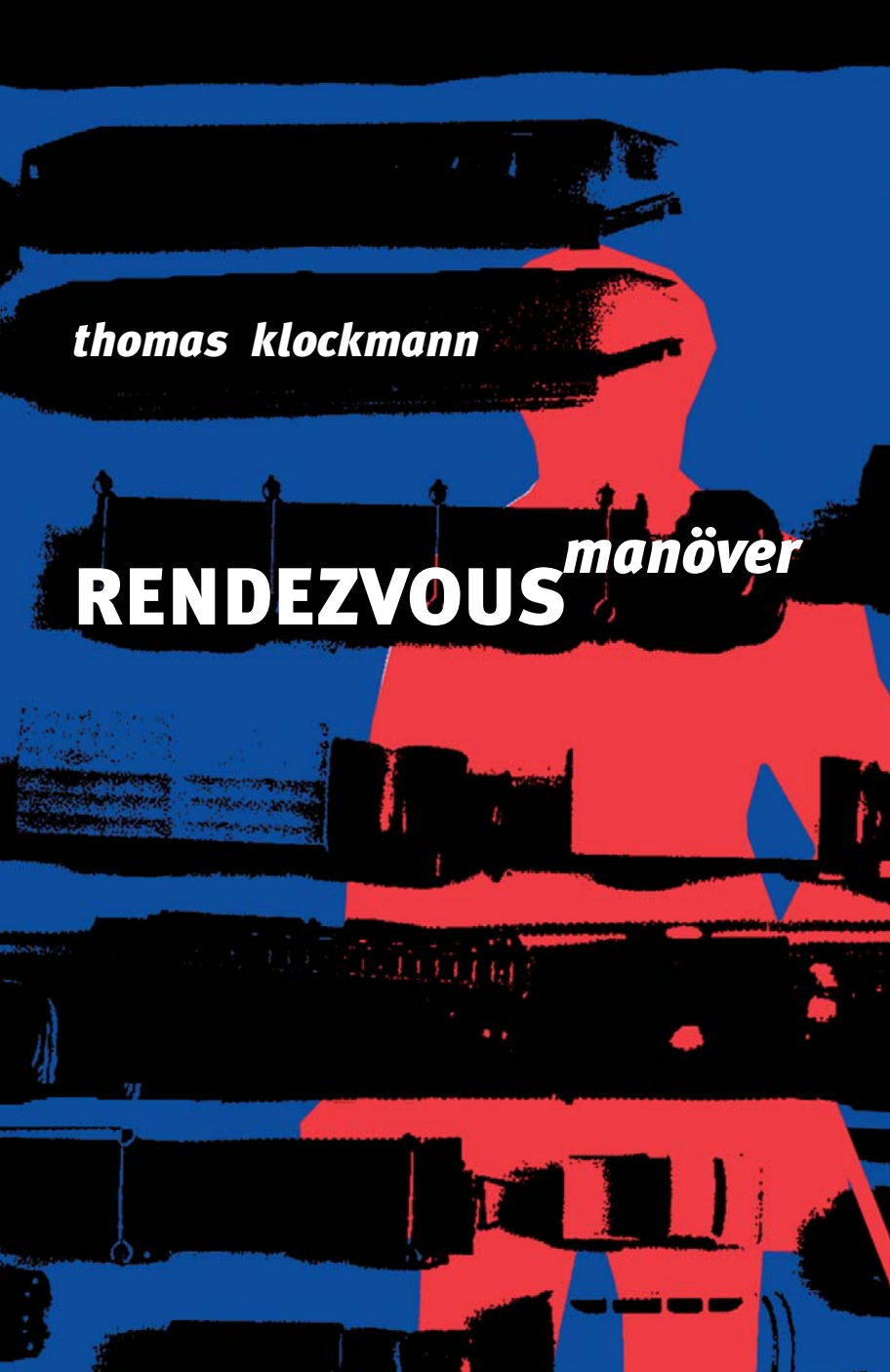




thomas klockmann

RENDEZVOUS *manöver*

Für Dich, für Euch, für mich – zum Hier!

THOMAS KLOCKMANN

RENDEZVOUS*manöver*

Du und ich

und alles, was es sonst noch so gibt

Einsteigen

Hallo	8
Du und ich und alles, was es sonst noch so gibt	10
Moderne Kunst	12
Mutter-und-Kind-Wiedervereinigung	14
Probesatz	16
Auswärtsspiel	18
Wenn ich einmal gar nichts mehr habe	20
Ego Shooter	22
Papierflieger	24
About a Boy	26
Immer im selben Auto gegen die Wand	28
Nadelstiche	30
Die Frau mit den Mangoblüten	33
Hast du mein Sexspielzeug gesehen?	34
(Mein) Frauenbild	36
Oh, it's Fanny	38
Little Lady	42
Go with the Wind	44
Miss Andy	45
Der kleine Preis	48
Personal Kabbala	52
Welten – eine oder zwei?	54
Die Religion meines Stammes (Nothing ever happened)	56
Zum Hier	58
Weißt du noch?	60
Listen to the Band	62

Personalwechsel

Pelikan	67
Odysseus und Kalypso	68
Forever young	70
Christliche Rockmusik	73
From responsible Sources	76
Über Krippen	78
It's all good	80
Wettermann, Putzi, Miss Sporty und noch welche	82
Stories we tell	86
Mit zwei Büchern die Welt verstehen	88
Pastorentochterssohn und Pastorensohnestochter	92
Es war einmal (Wahehekriegier)	94
Ein Film über mich (Volker Koepp)	96
<i>Zugabe 1: Klassik Pop Etc – 15 Lieder</i>	100
<i>Zugabe 2: Caspar David Friedrich und ich</i>	114

Dem Meer entgegen

Im Wohnzimmer des Gefühls	126
Hausarbeit und andere Träumereien	130
Sunday Printer –	
oder einmal Goethe über Beatles und zurück	132

Ausgrabungen

Anderes Aufgeschriebenes	137
Kommentiertes Bildverzeichnis	142



**EINSTEIGEN
BITTE**

00&1

HALLO !

Sehen wir jetzt mal – je nach Jahreszeit – von einer Tüte Eis oder gebrannten Mandeln und einem liebevoll um die Schultern des Freundes gelegten Arm ab, so erreichen uns viele angenehme Empfindungen vor allem durch Auge und Ohr. Ein freundliches, wahres, vielleicht auch tröstendes Wort – zur rechten Zeit gesprochen – kann Wunder wirken.

Der Autor des Johannesevangeliums ging ja bekanntlich soweit, das Wort ganz allgemein an den Anfang von überhaupt „alles“ zu stellen. Was er über das Bild dachte, ist – soweit ich weiß – allerdings gar nicht überliefert.

Ich meine: gut, wir werden mit Augen und Ohren geboren und das spricht ja schon mal dafür, dass wohl beide ihren Sinn haben. Und die Frage, was nun wirklich am Anfang war, ist sie wirklich so entscheidend? Ich mag jedenfalls ganz einfach Bilder, die sich auch einmal von ein paar Worten begleiten lassen, ohne gleich beleidigt zu sein – und ich mag Worte und die Bilder, die sie in uns aufrufen.

Ich ging noch in die dritte oder vierte Klasse der Volksschule – aber schon allein über den Weihnachtsmarkt. Im Schatten der neuen Post, die an der Stelle des alten, im Krieg zerstörten Gebäudes an der Südseite des Marktplatzes errichtet worden war, zauberte ein Schausteller die bunten Bilder aus *Stern* und *Constanze* mit Nitroverdünnung aus den Heften heraus auf weiße Bögen. Ich glaube, da hat es angefangen (oder etwas davon).

35 Jahre später hatte ich eine eigene Siebdruckwerkstatt. Die Motive vieler Arbeiten, die dort entstehen, erzählen Geschichten von der Suche nach einem schönen Leben, von Erkenntnis und kleinen Fluchten.

Einige dieser Geschichten – soweit sie Worte für sich gefunden haben – und auch noch ein paar andere Sachen, die noch ein bißchen enger mit meiner Lebensreise verknüpft sind, versammelt dieses Büchlein.

Soweit das Geschriebene auf Bilder verweist, die der Leser nicht kennt, wäre zu sagen, dass ursprünglich einmal etwa ein Drittel als Lesebegleitung zu meinem Bilderheft Nr. 5 erschienen ist. Inzwischen finde ich, dass es auch für sich stehen oder mit neuen Bildern Verbindung aufnehmen kann.

E.T. ist mein Pate, meine Hebamme die Lorelei. Wenn ich nicht am Steuer träume, dann eben vor dem Bildschirm. Die Fußballweltmeisterschaft läßt mich nicht kalt. Kleinstfundstücke aus dem Flohmarktregal der Stadtteillibothek kommen bei mir groß raus. Eine freundliche, heiter-traurige Melodie begleitet die Fahrt an den Rand der Ewigkeit. Da wohnt doch meine kleine Lady. Andy und Steve grüßen. Das Rennen ist in vollem Gang. Christophorus winkt von der anderen Seite des Flusses. Ein Rendezvous-Manöver fordert meine volle Aufmerksamkeit. In 15 Sekunden ist alles vorbei. Den Rest erkläre ich euch später.

DU UND ICH UND ALLES, WAS ES SONST NOCH SO GIBT

Was einige Tiere über uns denken, das habe ich einmal auf einer Postkarte gelesen. Wenn der Hund sieht, wie das Trockenfutter in seinen Napf fällt, fühlt er: Herrchen kümmert sich um mich, ER muss ein Gott sein. Wenn einer Katze der Teller mit dem gekochten Dorsch hingestellt wird, denkt sie allerdings: ICH muss ein Gott sein – die Menschen kümmern sich um mich.

Ich selber erinnere mich gar nicht mehr so genau daran, was ich empfunden habe, als mir der erste Hunger – und wohl auch noch manch späterer – gestillt wurde. Irgendwie werde ich es wohl mit meiner Mutter in Verbindung gebracht haben. Wir leben anscheinend in einer Welt, in der wir uns umeinander kümmern müssen, sonst geht es wohl nicht.

Kennt ihr noch die Liedzeile (singend lesen) „*Ich hab keine Lust, meine Pflicht zu erfüllen, für dich nicht, für mich nicht, lalallalalah?*“ Wer hat das gesungen?

Richtig, das war Nina Hagen und es klingt ja ein bißchen asozial. Wenn man es aber mal genau bedenkt, hat sie damit uns allen ein Geschenk machen wollen. Eigentlich meint sie nämlich: Wir haben die Pflicht, unsere Lust zu erfüllen! Also glücklich zu sein oder zu werden. Aber wie geht das? Die Antworten auf diese Frage fallen erfahrungsgemäß sehr unterschiedlich aus.

In Tibet soll es Mönche geben, die Stempel, auf denen heilige Szenen ihres Glaubens eingeschnitzt sind, wieder und wieder in das vorüberfließende Wasser der Gebirgs-

bäche tauchen, um dem Universum mitzuteilen: „Hey, ich hab es begriffen – du auch?“

Muss eigentlich immer irgendjemand wissen, nun, da wir schon mal hier sind, dass es uns gibt, dass wir etwas anbieten oder brauchen? Kann ich nicht ganz allein in meinem Garten sitzen oder Beeren sammeln, unter dem Baum schlafen und – so Gott will – morgens wieder aufwachen?

So einen kenne ich, ehrlich gesagt, nicht – ist ja auch klar, er lebt eben ganz allein. Bei mir ist es so: Ich habe zum Beispiel Lust, euch diese Geschichte vorzulesen. Ohne euch ist sie irgendwie nichts.





MODERNE KUNST

Bilder sind so allgegenwärtig. Sollte es stimmen, dass Augen irgendwann mal dazu da waren, in der blauen Lagune Futter und Unterschlupf zu finden und vor Fressfeinden rechtzeitig und am besten erfolgreich davonzuschwimmen, so ist inzwischen noch etwas dazugekommen: Bilder überdauern den Augenblick und ich kann mir deshalb dasselbe Bild anschauen wie du. Und es schaut sogar zurück. Aber empfinden wir dabei – du und ich – empfinden wir beide – wenigstens ungefähr – dasselbe?

Bei moderner Kunst ist es z.B. so, dass viele das Gefühl haben, es würden Steine serviert, während andere behaupten, es habe Milchreis mit Rosinen, Zucker und Zimt gegeben. Jetzt mal ehrlich! Was haltet ihr eigentlich von meinen Bildern? Durch jahrhundertealte Traditionen geheiligte Bildwerke kann ich nicht bieten. Ich bin schließlich erst 70, obwohl, von ein paar wenigen dieser Teilhabe an Schönheit und Geheimnis versprechenden Zeugen

vergangener Tage habe ich schon mal gehört. Wenn sie heute noch etwas mitzuteilen haben, dann sollen sie das bitte bald tun. Ich wäre jedenfalls im Prinzip dazu bereit, es weiterzuerzählen. Bis es soweit ist, halte ich mich an die farbigen Ränder der Folie, wie sie immer stehen bleiben, wenn das zusammengesteckte Spielzeug aus dem Überraschungsei vorschriftsmäßig beklebt worden ist.

Wenn ihr euch das Bild in die Küche hängt, dann legt dazu – und ruhig immer mal wieder – eine passende Platte auf (Spotify ist auch ok. Wie gesagt, ich bin 70 / war 66, als ich dies hier schrieb) – z.B. *Moderne Kunst* von Tilman Rossmly oder auch vom selben Künstler *Diese Welt ist mein Zuhause* (beides drauf auf seiner CD *Passagier*).

MUTTER-UND-KIND- WIEDERVEREINIGUNG

Als Paul Simon (der von Simon & Garfunkel) einmal die Speisekarte eines China-Restaurants studierte, entdeckte er das Gericht *Mother and Child Reunion*. Huhn und Ei waren die Hauptzutaten dieser Mahlzeit.

Klingt ja 'n bißchen gemein, der Name, oder? Na ja, wahrscheinlich kommen wir alle nicht drum herum: um die Mutter-und-Kind-Wiedervereinigung.

Von dieser Wiedervereinigung singt und sagt Paul Simon auf seinem zweiten Soloalbum, sie sei *only a motion away*, also nur einen Schritt weit entfernt, dort warte sie im Hintergrund, ganz dicht bei uns, in unserer Nähe. Wenn wir sterben – und wer weiß schon, wann das sein wird – werden wir es vielleicht erleben.

Nach den Lehren des tibetischen Buddhismus kann es übrigens passieren, dass wir nach unserem Tod die Geschlechtsorgane des Paares sehen, das uns gerade zeugt. Es sei denn, wir haben es irgendwie hinbekommen, aus dem Kreislauf der ewigen Wiederkehr auszusteigen. Was wir dann wohl sehen?

In der Inspiration zu Simons Lied waren Gedanken an den Unfalltod seines geliebten Hundes und an die Sterblichkeit seiner geliebten Frau mit der Entdeckung des Namens eines Hühnergerichtes auf einer Speisekarte zu einem mystischen Moment zusammengeschossen.

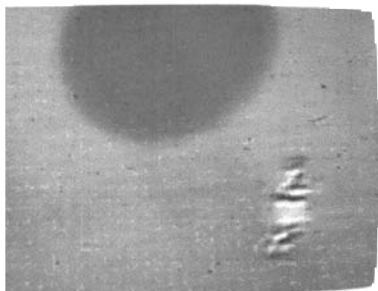
„*It was like heaven – es war wie im Himmel – I don't know what the connection was – ich weiß nicht, womit ich gerade in Verbindung stand*“, erinnerte sich Simon

später im Interview mit der Zeitschrift Rolling Stone. Als ich nach meiner Konfirmation stolzer Besitzer eines Phillips-Cassettenrecorders geworden war, machte es mir viel Spaß, meine Lieblingsmusikstücke aus dem Radio auf einer Tonbandkassette zu versammeln. Ich machte dann allerdings die Beobachtung, dass auf diesem Band nach einiger Zeit wiederum nur einzelne Titel wirklich als Lieblingsstücke Bestand hatten.

Diese hätte man nun wieder mit den Siegern von anderen Bändern zusammenschneiden können, bis nur noch ein einziges Lied übrig gewesen wäre, das wie ein strahlender Diamant unablässig am Tonkopf vorbeigezogen wäre, ohne jemals langweilig zu werden. Wäre das vielleicht das Lied gewesen, das die Engel, die im Himmel um den Thron Gottes herumstehen, singen?

Die Lieder aus dem Radio – *Get back*, *White room* (*Komm nachhause, weißer Saal*) oder eben *Mother and child reunion* und viele andere sind für mich jedenfalls das Feld, auf dem ich angefangen habe, über einige Themen des Lebens nachzudenken: Liebe, Kunst, Freiheit usw.

PROBESATZ



Als Deutschland einmal ein wichtiges Fußballspiel gegen England gewonnen hatte, war Bundeskanzler Helmut Kohl ganz aus dem Häuschen. „*Wir haben die Engländer in ihrem Nationalsport besiegt*“, teilte er der Presse mit. Seine englische Kollegin nutzte die Vorlage zum Konter – und ging in Führung: „*Lassen sie ihm ausrichten*“, entgegnete Margret Thatcher, „*wir haben die Deutschen zweimal in ihrem Nationalsport besiegt*“.

Fußball gilt als vergleichsweise friedliches Kräftemessen. Die eigene Mannschaft über alles zu stellen, fällt vielen leicht. Aus irgendeinem Grund bin ich aber meist für die schwächere Elf. Als mir einmal in England die Anstecknadel des Fanclubs von Manchester United in die Hände fiel, kam ich direkt ein bißchen durcheinander. *MAN UNITED – PURE MAGIC* stand da: goldene Stege als Buchstaben in einer Form aus rot-weißem Emaille, ein aus

dem Hut gezaubertes Kaninchen darstellend. *Man United* – klar, hier war der Verein gemeint, aber man konnte es auch anders lesen!

Als die Fußballweltmeisterschaft 2006 nach Deutschland kam, habe ich vorsichtshalber eine Grafik gedruckt, die das Motiv der Anstecknadel variiert und den Schriftzug *MENSCHHEIT UNITED – PURE MAGIC* trägt.

Ich hoffte auf einen friedlichen Verlauf, schickte das Bild auch schon mal an die ZEIT, damit sie da etwas hätten, falls es doch schlimm käme. Aber dann gab es ja das *Sommermärchen*. Mein Bild blieb ungedruckt, jedenfalls in der Zeitung. Das ist nun bald 20 Jahre her.

Neulich habe ich meine Werkstatt aufgeräumt. Ich bin nämlich inzwischen, was meinen Einsatz beim Team Heimat-Echo, der örtlichen Anzeigen- und Wochenblattmannschaft, angeht, in Rente. Von dort hab ich mir mal einen alten Stempel mitgebracht aus der Zeit, als es im Geschäft mit den Werbekunden noch richtiges Papier gab. Der wurde immer auf die Anzeigenentwürfe gedrückt, bevor sie das Haus verliessen.

Probesatz steht da drauf. Den hab ich jetzt auf den Rest der Auflage gestempelt. Vielleicht nützt das noch was.

AUSWÄRTSSPIEL

Als Charlotte Corinth ihren toten Vater fand – er hatte sich erschossen – sah sie, wie dessen vor Jahren verstorbene Mutter irgendwie auch da war, vielleicht, um ihren Sohn abzuholen. So habe ich es in den Lebenserinnerungen der Frau des Malers gelesen.

An diese Begebenheit mußte ich denken, als ich sah, wie die junge Kellnerin den gealterten John Lee Hooker an der Hand nimmt und ihn zu seinem Platz führt – in dem Biopicture über den berühmten Bluesmann.

Als auftretender oder ausstellender Künstler ist man ja viel unterwegs, zu Auswärtsspielen sozusagen. Wenn man davon ausgeht, was durchaus immer wieder gesagt wird, dass es für den Menschen auf der Erde gar kein Zuhause gibt, ist allerdings das ganze Leben ein Auswärtsspiel. Auf der anderen Seite sind da – also hier – doch auch wieder meistens ein paar Heimspiele vorgesehen.

Einsatz zu zeigen, lohnt sich auf jeden Fall.



WENN ICH EINMAL GAR NICHTS MEHR HABE

Ein indischer Fakir wollte einmal ausprobieren, wie wenig er wirklich bräuchte. Er zog Faden um Faden aus seinem dünnen Gewand. Als er den letzten in der Hand hielt, legte er auch diesen zur Seite. Er war nun nackt. Ein Schweizer Chemiker, den ich selbst über diese Sache sprechen hörte, trat zwar im Anzug auf, hatte dafür aber angefangen, sich mit Erfolg nur noch vom Licht zu ernähren, einfach, um es einmal auszuprobieren, wie seine Frau sagte. Wenn ich es richtig verstanden habe, kam dieses Licht noch von weiter her als von der Sonne.

„Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes, dann wird euch alles andere zufallen“, so steht es im Matthäusevangelium und so halten es ja auch die Lilien auf dem Felde und die Vögel unter dem Himmel. Jesus, der Held der Erzählung, hat uns auch aufgefordert, unser Leben um seinetwillen zu verlieren – um es überhaupt erst zu gewinnen. Aber ich möchte mein Leben nicht verlieren, mein kleines Leben auf dieser Erde. Sicher, es wurde mir geschenkt und ich bin wirklich, wirklich dankbar dafür – fast jeden Tag. Und auch das ist gewiß: es wird mir wieder genommen werden. Aber das ist eben der Lauf der Dinge. Deshalb frage ich mich: Wenn ich sterbe, habe ich dann überhaupt etwas verloren? Wer hat es verloren? Das Leben sich selbst?

Werfen wir doch einmal einen Blick auf Elvis Presley. Der Sänger kann uns vielleicht helfen, diese Dinge zu verstehen. Er hat gemerkt, dass man ganz viel bekommt,

wenn man ganz viel verschenkt. Mit seinen Dollars hat er manchmal einen ganzen Rummelplatz gemietet und Freunden und Fans einen unvergesslichen Tag bereitet. Er war sich nicht zu schade, stundenlang am Zaun von Graceland, seinem Anwesen, Autogramm um Autogramm zu geben: segenspendender Hohepriester des amerikanischen Traums. Ja sogar Autos – und zwar keine kleinen – hat er hin und wieder in der Rührung seines Herzens einfach verschenkt. Warum ist er dann am Ende bloß so einsam und unglücklich gestorben? Was ist da schief gegangen? Der Elvisbiograf Peter Guralnick hat eine Erinnerung des Musikers aufgezeichnet, an die ich immer mal wieder denken muß.

Na, da sind wir ja mal gespannt! Ich auch – ich kann die Stelle in den beiden dicken Bänden nämlich einfach nicht mehr finden. Ich glaube es war so: Elvis ist auf Tournee und das ist sehr sehr anstrengend. Wochenlang, viele Tage und Stunden im Auto sitzen, Kaffee trinken – und die Tabletten. Erschöpfung macht sich breit.

Telegrafmasten säumen den Highway. Noch mehr Telegrafmasten. Wieder eine Kleinstadt. Da, im Dämmerlicht fängt Elvis den Blick eines Strassenköters auf und er weiß: Du da draussen und ich hier am Fenster meines Wagens, wir sind einfach zwei Geschöpfe, die immer auf und ab und hin und her laufen: auf der Suche nach etwas zu essen und nach jemandem, den wir lieben oder mit dem wir spielen können. Da hätte er aussteigen sollen.

EGO SHOOTER

Ich interpretiere mir meine Bilder am liebsten selbst. Früher hielt ich es noch mit Matisse: Der Maler solle sich immer vorstellen, ihm sei die Zunge herausgeschnitten worden und jetzt müsse er seine Geschichte ohne Worte mit Pinsel und Farbe erzählen. Aber andere sagen schließlich auch etwas zu meinen Bildern, z.B. zu *1000 und 1 Tag*: „Das sieht ja aus wie ein kosmischer Milchshake“, meinte Bernhard neulich. Schade, dass ich das nicht selbst gesagt habe.

Jeder lebt anscheinend bis zu einem gewissen Grad in seiner eigenen Welt und das haben sich die Erfinder der Computerspiele sehr schlau zunutze gemacht. Wer läßt sich schon gern dabei zusehen, wie er andere aus dem Weg räumt oder selbst explodiert und erschossen wird? Wer Egoshooter spielt, kann das vermeiden. Türen und Vorhänge schließen, mehr braucht es nicht. In meiner eigenen Welt kann ich mir die Dinge so zurechtlegen, wie es mir gefällt, einen Schritt weiter gehen und mir das ganze so anschauen, als hätte es jemand anders gemacht. Manchmal werde ich dann ganz still und zufrieden, wie ein Zaunkönig in seiner Hecke, wo ihn keiner sieht.

EGO SHOOTER

Troglodytes dei



PAPIERFLIEGER

Haben wir etwas in oder an uns, von dem man sagen könnte, dass es nicht verprügelt werden kann? Danach begann jedenfalls Dietmar Bittrich zu suchen, nachdem er in einem U-Bahnwagen böse zusammengeschlagen und beraubt worden war.

Bittrich ist als Autor einiger witziger Bücher bekannt, z.B. der satirischen Reisereportagen *1000 Orte, die man knicken kann oder müssen wir da auch noch hin?* Dieser Dietmar Bittrich ist so einer, wie soll ich mich ausdrücken? – Sache? – auf die Spur gekommen. Ganz tief in uns, so tief, dass es eigentlich keinen Sinn mehr macht, von Tiefe zu sprechen, glaubt er, gibt es etwas, das nicht verprügelt werden kann, wo wir sozusagen unschlagbar sind.

Vielleicht meinte der indische Heilige Ramana Maharshi diesen Ort, als er einem erbitterten persönlichen Feind, der sich an seinem Lebensabend für seine Verfehlungen so schämte und das Tor der Hölle aufgehen sah – als er diesem versicherte, eben dort – in der Hölle – sei er, der Heilige, auch und der andere, der sich verloren glaubte, müsse sich nicht fürchten.

Halleluja, praise the Lord! Das ist mal eine wirklich gute Botschaft. Von Jesus sind ähnliche – letzte – Worte zu dem reumütigen Sünder am Kreuz neben ihm überliefert.

Was sollen wir damit anfangen? Das, was wir am besten zu kennen glauben, kennen wir anscheinend über-

haupt nicht – uns selbst. Ist es das? Und wer bin ich denn nun wirklich? Hilft Kunst hier weiter? Bin ich vielleicht nur ein Hemd, durch das ein Papierflieger geworfen wird oder ein bunter Ball – auf die Welle des Lebens gesetzt.

Der Stickerei einer wenig bekannten jungen Frau, die ich einmal in einem Buch abgebildet fand, habe ich entnommen, dass wir allmorgendlich beim Aufwachen in den Strom des Vergessens und der Sorgen eintreten – also gewissermaßen falsch abbiegen – anstatt ein- oder umzukehren und dort zu verweilen, wo wir eigentlich zuhause sind: in einer stillen Kammer unseres Herzens oder auch überall und nirgends.

An meinem häuslichen Bücherregal hängt ein Bild des amerikanischen Comiczeichners Ron Barrett: Eine große runde gelbe Sonne wird von vier Planeten umkreist. Auf der Sonne prangt ihr Name: *Ich*.

Die beiden der Sonne am nächsten gelegenen Planeten heißen *mein Kram* und *Sachen, die über mich in der Zeitung stehen*. In einer entfernteren Umlaufbahn fliegt dann ein weiterer Himmelskörper: *Zeugs, das ich hasse* und schließlich ein ganz kleiner: *die Anderen*.

Oh! – Das ist recht genau beobachtet.
Kennt der Mann mich vielleicht?

ABOUT A BOY

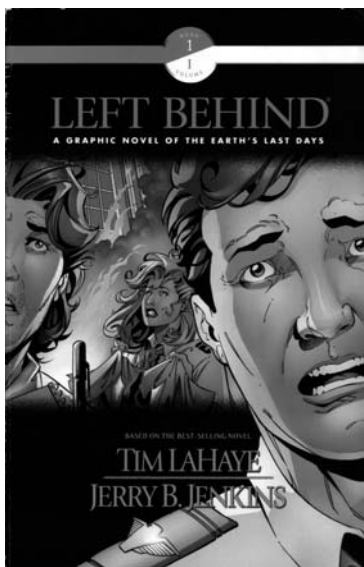
Siebdruckkino – da sitzt er. Und was guckt er? Autos und Mädchen. Typisch, oder? Aber da ist noch was zu sehen. Verrate ich zuviel, wenn ich sage, dass es sich um ein paar Wolken aus der Comicversion von *Left behind* handelt? Wetten, den kennt ihr nicht. Das Heft ist in Amerika erschienen. Die gleichnamige Fernsehserie vom Ende des letzten Jahrhunderts soll sehr erfolgreich gewesen sein. Ganz plötzlich von einer Minute zur anderen – aber alle gleichzeitig – fahren Nachbarn, Freunde, Eltern, Geschwister zum Himmel auf – und lassen die anderen zurück, die nun sehen müssen, wie sie in einer dem Abgrund zusteuernenden Welt klar kommen.

Das Auto auf der Leinwand ist übrigens aus *Mad Max*, dem Film, wo der Regisseur ein fliegendes Auto in seinen eigenen Wohnwagen krachen ließ, weil das Budget zu knapp bemessen war, um einen zu kaufen. Der Wohnwagen war natürlich hinterher kaputt. Ein Müllhaufen. Aber so entsteht Kunst.

Der Filmregisseur Werner Schroeter hat das Kunstwerk einmal als einen Mülleimer bezeichnet, in dem all das landet, was bei der eigentlichen Suche nach Liebe nebenher abfällt. Auch glimmende Holzscheite, überhaupt Feuer oder Wasserfontänen und vom Wind hin und her getriebene oder im Kreis wirbelnde Plastiktüten können einen für das, was in der Kunst passiert, aufschließen. Wenn man ein Bild anschaut, erfaßt man meist alles mit einem Blick, es sei denn, es handelt sich

um ein Wimmelbild, wie es Kinder oder Eltern lieben. Ich habe einmal einen Akt von Modigliani auf eine aus einem Musikposter ausgeschnittene Säule gestellt, wo sie von einer Rose getroffen wurde, die aus einer Pistole herbeigeschossen kam, über der die Frage *Sag mir, wo die Mädchen sind*, prangte.

Im unteren Bereich der Grafik habe ich den alten Papierkorb, die Mülltonne von Mac OS 9.2, positioniert. Ob sich da vielleicht die Kunst versteckt?



IMMER IM SELBEN AUTO GEGEN DIE WAND

Wie komme ich am besten zurück zur Natur? Fragen wir doch mal Jean-Jaques Rousseau. Der Philosoph lebte im 18. Jahrhundert – lange vor der großen französischen Revolution. Die Antibabypille war noch nicht erfunden. Seine fünf Kinder hat er bald nach ihrer Geburt im Waisenhaus abgeliefert. „*Da ich nichts wirkliches sah, das meines Rausches würdig gewesen wäre*“, hat er einmal geschrieben, „*so gab ich ihm Nahrung in einer idealen Welt*“.

Berauscht haben ihn wohl vor allem seine Gedanken. Den Anfang der Bürgerlichen Gesellschaft datiert er auf den Moment, als jemand auf die Idee kam, ein Stück Land einzuzäunen, es sein Eigentum zu nennen und Leute fand, die einfältig genug waren, das zu respektieren. Darauf muß man erst mal kommen.

Als aufmerksamer Besucher vor- und frühgeschichtlicher Museen weiß ich allerdings, dass der eigene Garten schon seit der Erfindung des Ackerbaus aufwendig geschützt wird, sei es vor herumstreunenden Schweinen oder vor den Nachbarn. Und hier sprechen wir ungefähr vom Jahre 10.000 vor Christus.

Rousseau tat sich im Leben schwer. Mochte es vielleicht früher einmal auf der Welt ganz schön gewesen sein, jetzt befand sich alles irgendwie im Niedergang. Schuld, meinte er, sei die Vernunft, sie wäre dafür verantwortlich, dass am Ende immer so ziemlich genau das Gegenteil des von ihr in bester Absicht ins Werk gesetzten sein Haupt erhebe.

Denken wir z.B. an die Erfindung des Autos. Ist damals in Wolfsburg oder bei Stuttgart nicht etwas in einer idealen Welt ernährtes und erdachtes Wirklichkeit geworden? Wieviele Hoffnungen knüpfen sich bis heute an seinen Besitz. Ich weiß noch genau, wie sehr ich mir mein erstes Auto gewünscht – und es auch bekommen habe!



NADELSTICHE

Zu den Prüfungsritualen einer rabbinischen Ausbildung soll ein Nadelstich durch mehrere Seiten der Heiligen Schrift gehören – die Einstichstelle sei die erste auszulegenden Textstelle, der Austrittsort einige oder viele Seiten später bezeichne die Worte, die es mit dem Vers der ersten Stichstelle sinnvoll zu verbinden gelte. Wer das nicht kann, hat nichts begriffen.

Ich stell mir jetzt mal vor, alle meine Bilder seien in einem Buch zusammengebunden und ich nehme eine Nadel. Einstich bei *Big Player*: Ein Billardprofi zerschießt mit sicherer Hand die mit den Buchstaben N, G und S markierten Kugeln, und damit das Wort Angst in der erchemischen Formel, die ich zwar nicht verstehe, aber aus glaubhafter Quelle abgekupfert habe.

Austrittsort *Pirate of the Caribbean*: eine Collage aus Piratenknochen, einer Galionsfigur (überraschenderweise ein Mann!) und einem Vögelchen aus dem Kindergottesdienstheft. Hermann Melvilles Kutsche ist dabei, in der er einer geheimnisvollen Frau begegnet und die auf dem Einband von Jean Gionos erträumter Erzählung *Melville zum Gruß* zu sehen ist. Was noch? Die eine schöne *Electric Lady* vom Hendrixplattencover, zuguterletzt ein untergehendes Kriegsschiff aus der Schlußszene von ich weiß nicht mehr welchem James Bond Film. Konntet ihr folgen?



Ich will dich nicht mit einem Namen
nennen, denn hundertfältig bist du
mir erschienen, doch ewig will ich
neu für dich entbrennen und nim-
mermüde soll mein Herz dir die-
nen. Du Seligkeit der Gärten und
der Lieder, der Schmerzen, die
wie Frühlingsstürme kamen,
das weisz ich tief: einst finde ich
dich wieder in einem Namen über
alle Namen. ++++++
Mitunter habe ich dich ganz ver-
loren und weisz nicht mehr vom
Rauschen deiner Bäume, dann wan-
dle ich die Wege aller Toren und
bin sehr arm und habe keine ~~~~
Träume. Dann laufe ich im Trosz

DIE FRAU MIT DEN MANGOBLÜTEN

Als Paul Gauguin 1899 *Les Seins aux Fleur rouges* – also die Brüste und die roten Blüten – malte, lernte er die Anmut malen, so heißt es in der Kunstgeschichte. Aber eine Sache hat er vergessen: der Frau links auf dem Bild eine Bluse anzuziehen. Das habe ich dann hundert Jahre später mit Photoshop nachgeholt. So ausgestattet durfte sie in meiner Grafik *Krieg und Frieden* auftreten, die ansonsten eine weihnachtliche Szene, ein Sportflugzeug im Anschnitt und einige Tupfen und Streifen nach Art und Farbe der amerikanischen Nationalflagge zeigt.

Bevor ich angefangen hatte, mir zu Weihnachten immer einen schönen Bildband eines großen Künstlers zu wünschen, bekam ich einmal einen Radiobastelkasten geschenkt. Und das hat wirklich funktioniert. Soweit ich mich erinnere, habe ich das Gerät an dem großen Sekretär meines Vaters mit den vielen Schubladen und der herausklappbaren Schreibplatte mit Erfolg zusammengelötet.

An eben jenem Sekretär habe ich dann auch die Konturen der beiden schönen Frauen aus der Südsee abgepaust. Dabei hat mich doch meine Tante gesehen und hinterher hatte ich das Gefühl, als hätte ich das vielleicht nicht machen sollen. Sie hat es gewiss nicht böse gemeint. Sie wußte, dass unerfüllte Liebe unglücklich und sehr traurig machen kann. Meine Tante ist erst Kindergärtnerin und später Krankenschwester geworden.

Nebestehendes Gedicht habe ich in einem Schulheft gefunden, dass sie während ihrer Lehrjahre geführt hat.

HAST DU MEIN SEXSPIELZEUG GESEHEN?

Die Wollustorgane von Mann und Frau können vielleicht als Erfindung der Natur zu ihrer eigenen Erheiterung und Erhaltung angesprochen werden. Obwohl sie – jedenfalls für die Frau – erst 1844 durch einen Professor der Anatomie in ihrer vollständigen Schönheit beschrieben und gezeichnet worden sind, haben sie doch aller Wahrscheinlichkeit nach auch schon davor einwandfrei funktioniert. Es ist wie bei der Entdeckung Amerikas. Da haben Könige und Päpste auch so getan, als hätte es den Kontinent vorher gar nicht gegeben, nur weil er auf keiner der alten Karten drauf gewesen war.

Über die an der Fortpflanzungslust beteiligten Zellen, Nerven, Drüsen und Muskeln der beiden großen Menschengruppen – oder eher über deren Beurteilung – gibt es in der Neuzeit leider immer wieder Streit. Sind sie eigentlich Feinde oder Freunde? Man weiß es nicht. Parteienstreit ist hier aber ganz objektiv gesehen sinnlos. Einen Vorteil hat die genaue wissenschaftliche Untersuchung. Wer es wissen möchte, erfährt: besagte Organe sind sich offenbar nicht nur äußerlich doch irgendwie ähnlich, sie arbeiten sogar ähnlich: mit Schwellkörpern und Entladungen von Flüssigkeit usw. – mal mehr, mal weniger gleichzeitig.

Weitere Forschung, wie alles besser gehen könnte, ist eigentlich überflüssig. Das Ergebnis ist außerdem ein Grund mehr zur Beilegung konkurrenzbetonter Auseinandersetzungen. Aber woher kommt der Streit überhaupt? Ist doch alles nur im Kopf (der sich gern zu wichtig nimmt):

die Bilder, die Worte. Woher ich das weiß? Kabir hat es mir erzählt: Alles ist sich selbst Ursache, Ergebnis, Wirkung und Wechselwirkung zur selben Zeit.

Aber weil er, der indische Weber, zugleich ein Dichter war, hat er es viel schöner formuliert. In seinem Gedicht *Tonkrug* – aus dem 15. Jahrhundert – zählt er die Dinge auf, die sich in diesem Gefäß befinden. Ich hörte zu und staunte: Schluchten und Bergwälder gäbe es dort, und – jetzt staunte ich richtig – sogar den Schöpfer der Schluchten und Bergwälder. Und was noch? Alle sieben Meere, abermillionen Sterne, eine Musik, die von Saiten erklingt, die niemand angeschlagen hat und – das gefällt mir am besten – die Quelle allen Wassers.

Unter anderem kommt mir dabei Folgendes in den Sinn: Was ich für dich sein kann, das bist du mir schon immer gewesen.

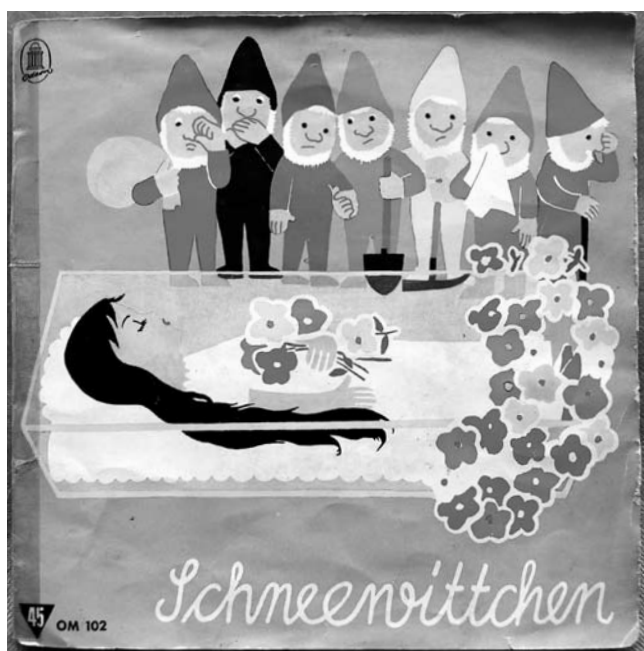
(MEIN) FRAUENBILD

Die Frau ist die Erde. Unvorstellbar groß, unsagbar mächtig und doch auch verletzlich. Ich glaube, sie nimmt allerlei hin, bevor sie böse wird. Wenn sie mal richtig böse wird, das möchte ich nicht erleben. In Indien glauben sie, dass es vor der Zeit, in der wir jetzt leben, schon mehrere Erden gab, die aber immer irgendwie mit Fehlern behaftet waren oder sich nicht wehren konnten und deshalb untergingen. Darüber reden sie in den Strassencafés, etwa so wie wir über Sport- und Börsen- nachrichten.

Ich bin auch Erde, auch eine Frau. Jedenfalls wurde ich von einer Frau geboren. Trotzdem bin ich ein Mann. Das sieht man einfach. Ich möchte, dass meine Frau glücklich ist. Wenn sie mir jetzt mal z.B. einen Apfel schenkt, den nehme ich, ohne zu zögern und ich stell auch keine dummen Fragen (außer, ob sie ihn abgewaschen hat). Egal was passiert.

Ich schenke ihr später einen wieder. So geht das hin und her und das gefällt uns.

Nach den Heldensagen scheinen viele große Männer mit der anderen Hälfte der Weltbevölkerung Probleme gehabt zu haben. Adam, Odysseus und wie sie alle heißen. Für ihre Geschichten, die man mir erzählt hat, habe ich mich nie sonderlich interessiert. Ich glaube, bevor sich das hier alles entfaltet hat, waren wir irgendwie beides zugleich: Mann und Frau. Und wenn man daran zurückdenkt, das ist ein schönes Gefühl.



OH IT'S FANNY

Die Reventlows und die Rantzaus gehören zur schleswig-holsteinischen Ritterschaft, zu den uralteingesessenen Adelsgeschlechtern – oder sagen wir mal: ihre Namen und Taten sind seit ungefähr 800 Jahren urkundlich bezeugt. Meine Vorfahren sind natürlich genauso alt.

Juliane, eine Tochter des spektakulär erfolgreichen Kaufmanns Heinrich Carl Schimmelmänn aus dem mecklenburgischen Demmin, der einem Christian Rantzau im 18. Jhdt. das Ahrensbürger Schloß abgekauft hat, heiratete in diese Familie der Reventlows hinein und zwar einen Grafen Friedrich, mit dem sie von Gut Emkendorf (bei Kiel) aus zu einer christlich untermauerten Lebensverbesserung aufrief und im Spannungsfeld neuer vor allem durch die Französische Revolution aufgeworfener menschenrechtlicher Fragen eine Art Mission ins Leben rief und vertrat. Für ihre Gutsuntertanen hatte sie Tipps zur Kinderpflege parat, den Sklaven auf den karibischen Plantagen ihres Vaters verhalf sie zur gottesdienstlichen Betreuung durch die Herrenhuter Brüder.

Bekannte Größen der Region genossen ihre Gastfreundschaft. Goethe, obwohl umworben, vermutete, sein Lebensstil würde in Emkendorf kritisiert und entschied sich, gar nicht erst zu kommen. Julianes Erbteil am beträchtlichen Vermögen des Vaters zerschmolz später nach und nach beim Ankauf italienischer Kunstwerke auf ausgedehnten Reisen in das Land, wo die Zitronen blühen.

Ungefähr 100 – genauer gesagt 109 – Jahre später verbindet sich ein anderer Name mit einer anderen reventlowschen Mission. 1871, im Jahre der Erhebung Wilhelm Friedrich Ludwig von Preußens zum deutschen Kaiser, wird im Schloß vor Husum eine Franziska als Tochter des preußischen Landrats Ludwig Graf zu Reventlow geboren. Sie war ein sehr eigenwilliges Kind in einer Schar überwiegend älterer Geschwister. Als sie anfang zu lieben, liebte sie, wen sie mochte, solange sie mochte.

Von den Eltern unverstanden und abgelehnt, verdiente sie ihr eigenes Geld (es war selten ausreichend), scheute nicht vor gelegentlichen bezahlten Liebesdiensten zurück und bekam ihren einzigen Sohn ohne Trauschein. Dessen Erzeuger war ihr nach einiger Zeit auch ziemlich egal. Spätere Schwangerschaften erledigten sich durch Fehlgeburten oder wurden abgebrochen. Sie hat großzügig geliebt und gelebt, war in der Schwabinger Bohème und darüberhinaus eine anerkannte Übersetzerin und Verfasserin origineller Romane. In ihr Tagebuch schrieb sie: *„Ich fühle mich so geschaffen im Leben herumzutoben, alles an mich zu reißen und maßlos zu genießen“*

Ihrer Mutter, einer geborenen Gräfin zu Rantzau, war es nicht gelungen, diese Tochter auf den ihr selbst einmal vorgezeichneten und von ihr auch begangenen Weg einer dem Herkommen verpflichteten Frauenrolle zu führen. Der Konflikt war vorgezeichnet. Die Unbeugsam-

keit liegt offenbar im Blut. Moderne Biografinnen – in der Mehrzahl Frauen – betonen den totalen und für beide Seiten sehr schmerzhaften Bruch der selbstbewußten jungen Frau mit Eltern und Geschwistern. Aber vielleicht ist Fanny auch die einzige aus ihrer Familie gewesen, die eine dem Adel traditionell zugeschriebene Führungsrolle in einer neuen Zeit mit großer Klarheit und Opferbereitschaft angenommen und zumindest teilweise bewältigt hat.

Ich mag beide Frauen: Juliane und Franziska oder Fanny, mag von beiden hören, kann mich nicht entscheiden, ob die eine mitfühlend oder bigott, die andere eine große Liebende oder verantwortungslos zu nennen wäre. An meiner Grafik *Oh, it's Fanny* hab ich ganz schön lange rumgedoktert. Jetzt sind beide drauf.



MY LITTLE LADY

My little Lady, meine kleine Geliebte. Der Titel meiner Grafik, auf der dieses Wesen zu sehen ist, kam durch ein Lied der Tremeloes zu mir.

Die erste Strophe geht so: *„I think about my baby, a perfect little lady, I think about her shiny golden hair. I've never been a dreamer, but every time I see her, I start to float away into the air • Ich denke an meine Süße, eine perfekte kleine Freundin, ich denke an ihr golden glänzendes Haar. Ich war eigentlich nie ein Träumer, aber wenn ich sie sehe, dann verliere ich mich in himmlischen Gefilden“.*

Tremolo kommt übrigens von ital. *tremare*: zittern, beben und das sollte ein Dichter wohl tun, wenn er seiner Muse begegnet. Ist die kleine Lady vielleicht meine Muse? Die rote, blau überzeichnete Figur mit den Kaulquappenflossen ist von wechselnden Betrachterinnen manchmal als meine Frau und verschiedentlich – es tut mir leid, ich kann nichts dafür – als Kondom gedeutet worden. Ihre goldene Krone ist übrigens in Wirklichkeit ein Symbol für den Schienenersatzverkehr auf der Fahrtzielanzeige von einem Nahverkehrsbus aus Rüdesheim. Wir waren da mal im Urlaub und mir sind sogar noch weitere Sachen aufgefallen, die dann später Eingang in ein anderes Bild gefunden haben.

Der Bauer auf dem in der Nähe meiner Werkstatt gelegenen Demeterhof hat einmal erzählt, dass er sich früher oft gewundert hat, wie die Mädchen bei den Dorf-

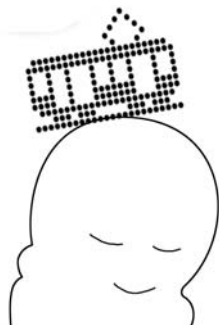
festen immer die Nähe der Jungs von den Bands gesucht haben, statt sich mit dem Söhnen der ortsansässigen Landwirte zu beschäftigen.

Nun ja, der Künstler ist eben der Verwandler des Lebens in Schönheit und das wissen die Angehörigen des weiblichen Geschlechts einfach zu schätzen. Sie fühlen sich geehrt und erkannt. Aber liebt er sie wirklich?

Orpheus, Urahn aller Künstler, so wird es jedenfalls überliefert, hat seine Eurydike schrecklich geliebt. So sehr, dass einige andere Frauen sehr eifersüchtig geworden sind und ihn zuguterletzt sogar zerrissen haben, wie ein Steak, dass man nicht in Stücke schneiden und in Form einzelner Happen verzehren kann. Alberto Savinio, der italienische Dichter, der diesen Vergleich gefunden hat, kam deshalb auch zu dem Schluß, daß Orpheus Eurydike in Wahrheit in sich selbst geliebt hat.

Eine Bestätigung dieser Theorie liefern wieder die Tremeloes: *„I wake up in the morning, without a single warning, before I finish yawning she is there • Wenn ich morgens aufwache, kaum dass ich mit dem Gähnen fertig bin, ist sie schon da“.*

Also wird sie schon dagewesen sein, als er noch geschlafen hat.



GO WITH THE WIND

Da gab es doch mal ein Buch und einen Film: *Vom Winde verweht*. Für jeden Seemann ein Titel wie ein Alptraum. Unter dem Wind klingt besser, mit vollen Segeln. Bloß wohin? Mein Geist soll mein Steuermann sein! (Hoffentlich komm ich wenigstens durch diese Geschichte heil durch). Die Buddhisten nennen den Geist zwar einen von Einfällen gejagten, mal hierhin mal dorthin springenden Affen, bei den Leuten aus den Werbeagenturen ist Brainstorming – also Geistesstürmen – allerdings eine anerkannte Disziplin.

Anfängern in der Meditation wird bekanntlich geraten, auf dem Weg in die Stille die Einfälle einfach durchlaufen zu lassen, sich nicht zu schämen, nichts zu bewerten, sich bei eingeschaltetem Autopilot notfalls an den Mast zu binden, während das Schiff Fahrt macht.

Also in der Kabine zu bleiben? Wenn im Bordtheater *Cats* oder *Das Wunder von Bern* gegeben wird? Schon schade, wenn man sich darauf gefreut hatte, oder?

Wind von vorn mag ich übrigens nicht so gern. Ich nehm das immer persönlich. Man kann aber wohl davon ausgehen, dass, was dem einen sein Gegenwind ist, das ist dem anderen sein Rückenwind. Da kann man gar nicht genug drüber nachdenken, z.B. wenn einem auf der Straße jemand entgegenkommt und man dreht sich um und guckt ihr hinterher.

MISS ANDY

„Alt, häßlich, blind und nackt, Miss Ellie, ein chinesischer Schopfhund, war trotzdem ein Star“, hieß es im Nachruf der Financial Times auf ein mit 17 Jahren verstorbenes Tier, das in Amerika durch Auftritte in zahlreichen Werbesendungen bekannt und berühmt geworden war und mehrfach den Preis für den häßlichsten Hund entgegennehmen durfte. Die Zeitung erkannte in ihrem Nachruf auf den Hundestar eine gewisse Ähnlichkeit mit einem verstorbenen Künstler des vergangenen Jahrhunderts. Schütteres grau-blondes Haar steht in der Tat beiden zu Berge: der 2010 hinübergewandenen Miss Ellie und auch dem Andy Warhol des Selbstportraits von 1986.

Andy Warhol war sehr empfindsam und klug – und vielleicht ein wenig zu berühmt. Er hat versucht, sich zu schützen und das waren seine Tricks: zurückzufotografieren, Reporter anzuschweigen, Kritikern einfach zuzustimmen oder in Galerie und Museum unterm Kopfhörer zu verschwinden. Kunst ist auch ein Korsett, an dem andere Leute mitschneiden. Man kann darin sehr schick überkommen, aber es kann auch sehr eng werden und richtig weh tun.

Der Regisseur Rainer Werner Fassbinder glaubt, dass Warhol sich durch sein Werk selbst zerstört hat. In seinen eigenen mehrstündig-langsamem Filmen sah Warhol sich allerdings als jemand, der lediglich am Fenster sitzt

und stundenlang auf die Straße schaut, alles hinnimmt und sich über alles freut, was eben so passiert. Den Siebdruck favorisierte er, weil das Bild in seiner Kunstfabrik praktisch ohne sein Zutun wie von selbst entstand, meist schon da war, nämlich als Fotografie und auch von Assistenten fertiggestellt werden konnte, nachdem er Flächen und Farben bestimmt und am Ende noch ein paar dekorative Linien beige steuert hatte.

Als kleiner Junge war Andy oft krank gewesen. Er hatte dann in seiner von Kinderstar und Heide darstellerin Shirley Temple beaufsichtigten Phantasiewelt gelebt. Ihre Autogrammkarte – eine handschriftlich mit seinem Namen versehene fabrikmäßig hergestellte Postkarte – hütete er wie eine Ikone.

Nachdem er von der Werbung zur Kunst übergelaufen war (und den Siebdruck gleich mitgenommen hatte), stritt er mit Lou Reed, Bob Dylan und David Bowie um die Krone des Königs von Underground. Reed hatte mal die Idee, eine mechanische Aufziehpuppe herstellen zu lassen, die wie Andy Warhol aussehen sollte. Der Witz war, dass sie sich absolut nicht bewegen würde, wenn der Aufzug ablief.

Bowie blieb eher der Jünger und Bewunderer. Auf der Hunky Dory LP von 1971 gibt es ein Lied mit dem Titel „Andy Warhol“. Der Refrain des Songs steckt das rätselhafte Gelände ab, auf dem die Kunst das Leben berührt.

Bowie singt: *„Andy Warhol looks a scream / hang him on my wall / Andy Warhol, silver screen / can't tell them apart at all • Andy Warhol sieht richtig schrill aus / ich möchte ihn mir an die Wand hängen / Andy Warhol und die Leinwand / das kann ich gar nicht auseinanderhalten“.*

An Wänden hingen da schon seit einigen Jahren die Dollars, Elvis, Marilyn und Campbell's Fertigsuppe: großformatige Drucke, die das aufblühende Konsumleben nach dem 2. Weltkrieg begleiteten, kommentierten, zu erfassen suchten. Bilder von der dem Glanz abgewandten Seite zeigten elektrische Stühle, gesuchte Verbrecher, Flugzeugabstürze und Autounfälle. Sie waren umstritten, wurden aber auch teuer bezahlt.

In einer Zeit, in der dem Besitzer eines neuen Autos nicht mehr angesehen werden konnte, ob er in seine gefüllte Brieftasche gelangt oder sich das Geld nur geliehen hatte, formulierte Andy Warhol einen merkwürdigen Satz: *„Ich fände es großartig, wenn mehr Leute mit Siebdruck arbeiten würden, so dass keiner mehr wüßte, ob mein Bild wirklich meins oder das eines anderen wäre.“* Darüber kann man lange nachdenken – und das mache ich immer noch.

Zurück zu Miss Ellie. So wie Andy sich später um seine beiden Zwergdackel Archie + Amos gekümmert hat, hätten die vielbeschäftigte Hundedame und er sich

bestimmt ganz gut verstanden. Nach der Trennung von seinem Freund, ließ er die kleinen Tiere wie Kinder aus einer geschiedenen Ehe eine Zeit bei sich und eine andere bei dessen „Mutter“ verbringen.

Nach Andys Tod befand die New York Times: *„Die Nachwelt wird vielleicht der Ansicht sein, dass seine Zeit ihn verdiente und glücklich sein konnte, ihn zu haben“*. Auch darüber kann man lange nachdenken.

DER KLEINE PREIS

Wir schreiben das Jahr 1972. In Lübeck geht mein Schulleben dem Ende entgegen. Und noch etwas: In der alten Bundesrepublik eröffnet die erste Plus-Filiale – es ist die Geburtsstunde des kleinen Preises.

Bald kaufen 13 Millionen Menschen Woche für Woche beim neuen Soft-Discounter ein. Soft-Discounter werden betriebswirtschaftlich gesehen zwischen zwei Supermarktkonzepten einsortiert, zwischen den härteren Vertretern der Branche: also Aldi & Co – und den sogenannten Vollsortimentern wie Edeka. Und *soft* ist auch das kleine Kuscheltier oder der kleine Kuschelpreis 1,29 oder 2,49.

Ich mag dieses seltsame Wesen. Von den mit seinen Freunden großflächig zugeklebten Schaufenstern ist er damals direkt in mein Herz gesprungen. Mit seinen Auftritten in so phantasievollen Videoclips wie *die Stechuhr* oder *das Eishockeyspiel* hat er sich dort eingenistet. Unvergesslich, wie er den Puck durch den großen offenen Bauch der 0,19 (Null Euro Neunzehn) ins Tor des Gegners schießt.

Schließlich hat er sogar seinen Weg in die virtuelle Plus-Filiale der online community *second life* gefunden. Da schwebt er im Heißluftballon über blau-orangen Hütendörfern, sonnt sich auf Badeinseln in einem See und spielt mit seinen Freunden in einer Band.

Plus war einfach ein super Supermarkt. Man konnte dort zeitweilig eine komplette Hochzeit mit standesamtlicher Trauung, Sektempfang, Abendbuffet, musikalischer Unterhaltung und Kaffeetafel mit Hochzeitstorte kaufen. Zu blöd, dass ich das verpasst habe. Denn 2010 ist aus Plus Netto geworden.

Bis heute lassen sich Trauervideos von ratlosen Belegschaften mit Fotos aus glücklicheren Tagen im Netz verfolgen. Marzipantorten – dekoriert mit liebevoll nachgeformten kleinen Preisen – kamen aufs Bild. „*Wir müssen leider gehen*“, stand da noch. Dem einstmals unübersehbaren *Hier wohnen die kleinen Preise* wurde ein „t“ hinter erste „n“ vom wohnen geklebt – aus wohnen wurde wohnten – und das Foto schweren Herzens gepostet.

Plus hatte es geschafft, den Menschen zu versprechen, ihnen dabei zu helfen, ein schönes kleines Leben in ihrer schönen kleinen Stadt zu haben. Für eine Weltminute schien dieses Versprechen gehalten worden zu sein. Der kleine Preis hat eine großartige von Alltagsmystik und Wirtschaftspoesie erfüllte Performance geliefert! Eine Zeitlang war er sehr beliebt.

Und wo ist der kleine Preis jetzt? Ja richtig, er hat seit einiger Zeit, nachdem er sich eine ganze Weile irgendwie durchgemogelt hat, in meiner Werkstatt Zuflucht gefunden und da habe ich doch gleich für den lokalen Heimat-Anzeiger ein kurzes Interview mit ihm gemacht:

Heimat-Anzeiger: *„Kleiner Preis, du bist nach Ahrensburg gezogen?“*

Kleiner Preis: *„Ja, eine Zeitlang war ich im ganzen Land unterwegs, habe das Leben in den großen Städten kennengelernt. Die Leute mochten mich gern. Ich war sogar im Fernsehen.“*

Heimat-Anzeiger: *„Und dann?“*

Kleiner Preis: *„Plötzlich haben alle nur noch von meinem großen Bruder gesprochen. Der große Preis gefällt uns doch besser, hieß es jetzt. Im Nu war ich vergessen. Aber es hat mich nicht so gestört. Ich hatte endlich wieder mehr Zeit für meine alten Freunde, konnte spazieren gehen und vor mich hinträumen.“*

Heimat-Anzeiger: „*Lieber kleiner Preis, herzlich willkommen bei uns. Mögen dir in unserer Mitte noch viele schöne Jahre beschieden sein!*“



PERSONAL KABBALA

„**Lift up the receiver**, *I make you a believer*“, sang Johnny Cash, als es noch Telefonhörer gab, die man aufnahm und ans Ohr hielt, wenn das Telefon klingelte. Die meist leicht gebogenen, der Kopfform angepaßten Teile mit Hörer und Sprechmuschel wurden durch eine Schnur mit dem eigentlichen Gerät verbunden. *Nimm den Hörer auf und ich mache dich zu einem Gläubigen* klingt nicht ganz so überzeugend wie das englische Original mit dem Titel *personal Jesus*. Die meisten Leute in Amerika haben es wahrscheinlich im Autoradio gehört – nach dem Werbespot für die nächste Versammlung der örtlichen Pfingstgemeinde.

Das amerikanische Christentum ist ja noch nicht so alt und hat sich immer gern mit den neuesten Trends verbündet. Die Amerikaner sind für das Christentum ungefähr das, was Jesus für das Judentum war: Die Überlieferung mußte auf den neuesten Stand gebracht werden. So gesehen war der Begründer einer der großen Weltreligionen Kabbalist. Denn Kabbala, die Bezeichnung für die jüdische Geheimlehre oder Mystik, bedeutet schlicht Überlieferung und irgendetwas gibt es ja immer schon, wenn man auf die Welt kommt und damit sollte man sich erstmal gründlich beschäftigen, ehe man einen Verbesserungsvorschlag macht.

Als Künstler steht man in dieser Hinsicht vor den in Archiven und Palästen und inzwischen auch in ganz normalen 2-Raum-Wohnungen angesammelten Bildergebir-

gen der Leute, die vor einem zu Stift und Pinsel gegriffen oder ein Fotobuch im Drogeriemarkt bestellt haben.

Karl Valentin hat darauf aufmerksam gemacht, dass zwar schon alles gesagt ist, aber noch nicht von jedem. Und das hat mich auf die Idee gebracht, mit ein bißchen Recycling der Welt der Bilder eine persönliche Note zu verleihen. Auf meinem später *personal kabbala* genannten Siebdruck ergab es sich z.B., dass ich das eingeschliffene Muster eines Glaskelchs aus der Nippes-Sammlung meines Vaters mit den Umrissen eines Oblatenbogens, den Hanteln aus meiner Trimm-dich-Zeit und noch einigen anderen Vor-Bildern kombinierte.

Und so geht es weiter: Während Delilah Samson die Haare schneidet und der Tempel zu wanken beginnt, bereitet sich eine rheinische Weinprinzessin darauf vor, an der Spitze des heimischen Spielmannszugs durch die geschmückte Hauptstrasse zu ziehen.

Man kann es irgendwie schade finden, dass es „*nichts Neues unter der Sonne gibt*“ (Prediger Salomo I,9), aber mal im Ernst – was könnte das denn überhaupt sein? Und würde es uns gefallen?

WELTEN – EINE ODER ZWEI?

Wenn ich morgens aufwache und merke, wie die Welt wieder hochfährt, träume ich oft von einem ganz einfachen Leben, ohne Smartphone usw., ihr wisst schon, aber nachher geh ich zum Arzt und das fänd ich dann schon gut, wenn der technisch nicht gerade im Mittelalter stehen geblieben ist.

Ich wundere mich dann, wie ich so in zwei Welten lebe. Wenn ich z.B. im Urlaub in den Alpen herumkurve, stehen mir immer wieder die Bauernsöhne und Wanderarbeiter vor Augen, die diese Landstraßen vor vielleicht hundert Jahren aus dem Fels gehauen haben – und wie wir überhaupt immer voller Dankbarkeit sein können für all das, was frühere Generationen, ohne direkt an uns zu denken, getan haben.

Kohle, Erz und Erdöl haben sie in der Erde gefunden und mit wissenschaftlichem Scharfsinn sogar Plastik oder Kunststoff hergestellt. Für Strümpfe, Armaturenbretter von tollen Autos und verrücktes Badespielzeug wie aufblasbare Riesenbrezeln, Schwimmschwäne, Spongebobs oder Venusmuscheln.

Leben wir eigentlich in einer schönen Zeit? In einem irgendwie gesegneten Abschnitt der Weltgeschichte? Mein ganz persönliches Jahrhundert begann 1954. Meine Eltern wünschten sich, es möge mir einmal besser gehen, als ihnen selbst. Und so ist es dann auch gekommen. Ich erlebte den Aufstieg der Popmusik, die Ausbreitung des Fernsehens und die Markteinführung der Antibabypille.

Jahrhunderte scheinen sich ganz schön voneinander zu unterscheiden. Um das einzusehen, muß man keine Universität besucht haben. Tatsächlich können wir uns ganz gut in unsere und anderer Leute Vorfahren hinein-denken, auch uns mit ihren Augen sehen. Ob das damit zusammenhängt, dass, wie es seit einiger Zeit bekannt ist, die Vererbung nicht einfach mechanisch über die Gene gesteuert wird, sondern durch Mal-dies-mal-jenes-Ein-und-Ausschalten der kleinen Teile und die Zustände in den Räumen zwischen ihnen? – also Atmosphärisches, sozusagen das Wetter des Lebens?



DIE RELIGION MEINES STAMMES (NOTHING EVER HAPPENED)

Der Physiker Arthur Charles Clarke hat nicht nur die Romanvorlage für Stanley Kubricks *Odysee im Weltraum* geschrieben, in der so schöne Sätze vorkommen wie „*sie starrten auf diesen vorüberziehenden Kieselstein des Himmels mit den Gefühlen eines Seemanns auf hoher Fahrt, der eine Küste erspäht, an der er nicht landen kann*“.

Er soll auch einmal gesagt haben: „*Das Christentum ist die Religion meines Stammes*“ – so einfach kann die Sache mit Gott sein. Er, Arthur Clarke, hat sie sich jedenfalls nicht ausgedacht und ich auch nicht.

Auf die Geschichte vom Paradies wäre ich allein wohl ebenfalls nicht so schnell gekommen. Kurz zusammengefaßt geht es darum, dass einmal alles bestens geordnet war, dann ein Fehler auftrat – und der aber wieder behoben werden kann.

Ein schönes Bild für diesen Fehler hat im 16. Jahrhundert der jüdische Mystiker Isaac Luria gefunden: Am Anfang (und wahrscheinlich auch noch immer) war Gott überall und eben deshalb auch ganz allein. Da kam er auf die Idee, in sich selbst eine Art Einstülpung vorzunehmen, um dort das kosmische Urlicht anzuzünden. Als die ganze Pracht fast fertig war, zersprangen die Wände des Gefäßes allerdings in tausend Stücke. Diese Splitter wieder aneinander- und zusammenzufügen betrachteten fromme Juden als ihre Lebensaufgabe.

Die Inder – um auch nochmal von einigen anderen Leuten auf unserem Planeten zu sprechen – können sich mit einem Schöpfergott, der sich das alles hier allein ausgedacht und zusammengesteckt hat, nicht so recht anfreunden. Sie verehren deshalb auch den zerstörungsfreudigen Alleserhalter Shiva und seine Freundin Kali, die auf Abbildungen gern mit einem frisch abgeschnittenen Kopf dargestellt wird. Blut tropft auf den Boden, ihr Hund leckt es auf. Als ich einmal sah, wie die Zweige eines Rosenbusches auf einen achtlos im Gras liegendebliebenen Luftballon ihre Schatten warfen, konnte ich auch diesen Gedanken etwas abgewinnen.

Vor langer, langer Zeit muß es uns Menschen aufgefallen sein, dass wir sprechen, Bilder malen und sogar schreiben können. Damit sind viele nicht zurechtgekommen und bekamen Angst vor Liebe und Tod.

Über den Weg des Menschen durch die Zeit gibt es seitdem zwei verschiedene Auffassungen. Die einen glauben, dass die guten Zeiten vorbei sind oder erst noch kommen. Und die anderen, dass, falls einmal alles auseinanderfällt, es (oder etwas anderes) wieder von vorn anfängt – bis in alle Ewigkeit.

ZUM HIER

Meine BäckereiKnaackFiliale mit kleiner Caféstube wird jetzt von einer iranischen Großfamilie geführt. Ihr Vorgänger, ein freundlicher Jungunternehmer mit grossem Auto und hübschen Frauen, die er im Einsatz hatte, kam aus derselben Gegend. Wenn man dort etwas bestellt, wird man meist „*zum Hier?*“ gefragt und sie meinen, ob man das Gewünschte vor Ort verzehren möchte oder mit nach Hause tragen will.

Zum Hier! – das klingt irgendwie lustig, sagt das Wesentliche und hängt vielleicht mit der persischen Grammatik zusammen. Ein bißchen erinnert es auch an das vielversprechende *Hier und Jetzt*, das seit den 1960er Jahren als Aufforderung zu einem wahrhaftigen Leben eine Art Siegeszug angetreten hat. Damals habe ich es jedenfalls zum ersten Mal gehört, aber vorher konnte ich es ja auch kaum hören, denn da war ich noch gar nicht da gewesen.

In einem anderen Café – geh ich halt gern hin, in Cafés – begegnete ich vor kurzem einem dunkelhäutigen Inder, der mich einlud, noch am gleichen Abend den Alphakurs seiner Gemeinde zu besuchen. Dort könne ich jede Frage stellen (und würde auch eine Antwort bekommen). Er schilderte mir sein schreckliches Vorleben auf St. Pauli, Hamburgs Hafen- und Rotlichtviertel, seine Begegnung mit dem leibhaftigen Teufel und wie dieser durch Jesus für immer in die Flucht geschlagen worden sei. Auch sein eigener Vater war (noch in Indien), als er

einmal beinahe gestorben wäre, von zwei Engeln in die Hölle geführt worden, damit er sehe, dass es diesen Ort wirklich gäbe. Anschließend hätten ihn die beiden mit in den Himmel genommen, wo Gott mitten in einem gläsernen See auf einem goldenen Thron gesessen und in einem Buch nachgeschlagen habe, ob der Vater dort schon als bald Eintreffender verzeichnet gewesen sei (war er nicht). Ich mochte diesen Mann gern, wie er da in der kleinen Küche des Lokals zusammen mit seiner Frau, mit der er drei Kinder hat, wirtschaftete. Sie haben sich in der Gemeinde kennengelernt.

Auf dem Nachhauseweg – habt ihr über dieses Wort schon mal nachgedacht? – stieg in mir die Frage auf: *Was kann ich denn eigentlich bieten?* Meine Fähigkeiten zur Grundversorgung beschränken sich auf die Freundschaft mit einer japanischen Bäckermeisterin. Und was ist mit dem, was darüber hinausgeht oder was es sonst noch so gibt? Der Mensch, heißt es ja, lebt nicht vom Brot allein. Sind das vielleicht meine Geschichten und meine Bilder? Wollt ihr welche haben? Zum Hier?

WEISST DU NOCH?

FÜR BÄCKERMEISTERIN AIKO ZUM 40STEN GEBURTSTAG

Weißt Du noch,
wie es war,
als Du zu allem, was schon da war,
so dazukamst,
als hättest Du schon immer dazugehört,
mit tausend Fäden hineingewoben
in den Anfang der Welt?

Das hast Du vergessen.

Weißt Du noch,
wie es war,
als der Schmerz kam,
der auch schon da war,
als hätte er schon immer dazugehört,
mit tausend Fäden hineingewoben
in den Anfang der Welt?

Das hast Du nicht vergessen.
Niemand vergißt das!

Unser täglich Brot gib uns heute.
So heißt es.
Auch das ein anfängliches Wort.
Aber wer hat das Korn gezähmt?
Wieviele Schultern tragen mich?
Was werde ich weitergeben?
Und wie geht Leben, ohne zu denken?

Gut, nimm Deinen Rucksack und geh,
aber beschwer Dich nicht,
wenn Du entdeckst,
dass Deine Souvenirs
den Spuren von Menschen ähneln,
die Dir vorausgegangen sind.

„Klein ist das Leben des Menschen,
nicht zu traurig,
nicht zu glücklich“.
„Sprich weiter alter Mann!“
„Ich werde meine Lieder in dem kleinen Leben des
Menschen finden“.

Steh mit den Vögeln auf,
geh mit den Hasen zu Bett.
Mach Dich hübsch für das Fest
und lass es Dir gut gehen.

Alles hat seine Zeit.
Aufbrechen hat seine Zeit.
Ankommen hat seine Zeit.
Woran willst Du dich erinnern,
wenn Du einmal alles vergessen hast?

Weißt Du noch?

LISTEN TO THE BAND

Haben der Gesang der Lorelei und ein Choral der Heilsarmee eigentlich etwas miteinander gemeinsam? Ja, diese Lieder treffen das Herz. Wenn die Lorelei singt, gibt es allerdings meistens Tote (abgelenkte Bootsführer, Rheinfischer usw.). Todesfälle im Zusammenhang mit den Auftritten der Heilsarmee sind dagegen bisher so gut wie gar nicht bekannt geworden.

Davon mal abgesehen, dass niemand unter uns lebt, der die Lorelei hat singen hören, scheinen die Gemeinsamkeiten dann doch eher begrenzt zu sein, man könnte vielleicht von einer Art Arbeitsteilung sprechen.

Früher bestanden manche Musikfreunde auf dem Unterschied zwischen U- und E-Musik. Daran glaubt heute niemand mehr. Alle wollen dasselbe: Unterhaltung auf hohem Niveau, also auf dem eigenen. In meinem Warenkorb würde z.B. *Es kommt ein Schiff geladen* liegen (von 1482) und daneben *I want to drown again* von den Walkabouts (von 1999). Kennt ihr bestimmt nicht!

Musik – so meine Ansicht in meinem 70sten Lebensjahr – ist die am wenigsten fassbare und am meisten bewegende Kunst. Worte haben mit Rhythmus und Klang noch Anteil an ihrem Wunder.

Bilder müssen sich dafür schon ganz schön anstrengen und gerade dann sind sie nach ein paar Jahren meist so abgehangen wie ein alter Kandinsky im Museum. Wenn ich noch einmal auf diese Welt kommen sollte, legt ihr mir dann bitte eine Posaune in die Wiege?



PERSONALWECHSEL

1300



PELIKAN

Die weiß gefiederte Brust des fütternden Seevogels wird oft von den gierig nach dem mitgebrachten Fang hackenden Kükenschnäbeln blutig verletzt. Der Pelikan ist daher in der volkstümlichen Tiermythologie als ein Verweis der Natur auf Christus gesehen worden, der sein Blut für unser Leben gibt.

Ein kostbares, eine solche Szene darstellendes Mosaik befindet sich auch an der Decke des Oktogons im Aachener Dom Karls des Großen, der dafür bekannt ist, während seiner langen Regierungszeit von Krieg zu Krieg gezogen zu sein. Das hören wir ja nicht mehr so gern.

Bei „Pelikan“ denken die meisten, die ungefähr so alt sind wie ich, auch eher an ihren ersten Patronenfüller – außer ihr hattet Geha oder Lamy. Unvergessen ist auf jeden Fall das lilablaue Durchschreibepapier. Zwei bis drei Durchschriften waren da immerhin möglich und das konnte in der Zeit vor Xerox, Epson und Canon eine deutliche Arbeitersparnis sein.

Aus dem goldenen Muster auf der Rückseite der Bögen habe ich für „meinen“ *Pelikan* einen schönen Rahmen gebaut. Da drin schaue ich in die blaue Nacht hinaus. Vielleicht schreibt mir jemand und ich kann es dann sehen.

Vielleicht erzähl ich es euch – vielleicht auch nicht.

Weiter auf Seite 114 (aber erstmal nicht beachten)

ODYSSEUS UND KALYPSO

Max Beckmann hat sein erstes Selbstbildnis mit 14 Jahren gemalt. Von mir gibt es aus diesem Alter – also das war 1968 – ein mit dem Selbstauslöser aufgenommenes Selfie – obwohl, das nannte man früher noch nicht so. Ich sitze mit hochgeschlagenem Jackettkragen vor der Truhe mit dem Bettzeug und schaue in die Kamera, die mir mein Onkel zu Weihnachten geschenkt hat. Im Hintergrund fällt Licht durch die Blätter der Geranien auf dem Fensterbrett.

Beckmanns visionäre Kraft und seine eher herbe Poesie haben mich früh stark angezogen. Eins seiner Stilleben habe ich als Schüler mal nachgebaut und dann fotografiert. Auf kleinen Sperrholzpodestchen, die ich wie bei einem Mobilé an Nylonschnüren aufgehängt hatte, waren verschiedene Dinge aufgestellt, u.a. eine kleine Petroleumlampe aus grünem Glas und eine Kunstpostkarte des Ölgemäldes mit den weißen Lilien auf schwarzem Grund.

Beckmanns Frau soll die Verfolgung einer eigenen Karriere seinetwegen aufgegeben haben – so war es eben. Der Maler glaubte, er habe eine Aufgabe zu erfüllen. Später beschrieb er sie so: *„Denken Sie daran, dass Raumvertiefung im Kunstwerk immer das Entscheidende ist. Raum, dessen wesentliche Bedeutung identisch ist mit Individualität, oder das, was die Menschen Gott nennen“*.

Dieses Zitat aus dem ersten der *Drei Briefe an eine Malerin* habe ich mir einmal ausgeliehen für eine Rede,

die ich zur Eröffnung einer Ausstellung für meine Freundin – auch eine Malerin – gehalten habe.*

Raumvertiefung, Gott, Individualität! Das klingt ja alles ziemlich gewichtig, aber was Beckmann da sagt, stimmt das denn so? Unter Raumvertiefung verstehen die meisten Leute und mit ihnen viele Kunsthistoriker bis heute die Entdeckung und Durchsetzung der Zentralperspektive. Aber vorher – und in anderen Kulturen – war auch schon Raum da in den Bildern und der Maler gehörte sogar mit in diesen Raum hinein, lebte in ihm und lud ein, mit ihm und seinen Figuren in dem Bild zu verweilen. Bei Beckmann kann man das auch.

Warum die Bedeutung des Raumes nun mit derjenigen der Individualität identisch sein soll, wie Beckmann ja behauptet, erschließt sich mir höchstens insofern, als er vielleicht meint: Ich habe das Geheimnis des Raumes begriffen – und ihr nicht. Aber vielleicht tue ich ihm damit Unrecht. Ich bin jedenfalls früher manches Mal in die Hamburger Kunsthalle gegangen, um sein *Odysseus und Kalypso* zu bewundern und habe mir so eine Freundin gewünscht, wie sie der große Seefahrer da offensichtlich gefunden hatte.

**Kann auf Seite 126 nachgelesen werden*

FOREVER YOUNG

„**May you stay forever young!**“ Als Bob Dylan diese Zeile sang, wird er wohl schon gewußt haben, dass das nicht geht – jedenfalls nicht in jeder Hinsicht. Ich z.B. bin 1954 geboren und wenn ich vielleicht auch irgendwie und irgendwo jung geblieben bin, so sieht man mir meine 70 auf dieser Erde verbrachten Jahre doch mit der Zeit langsam an. Meine Schwester ist sogar noch vier Jahre älter. Das hatte den Vorteil, dass sie mir – als wir noch jünger waren – etwas voraushatte und dass ich an ihrer Lebenserfahrung teilhaben und sozusagen mit vermindertem Risiko aufwachsen konnte.

Sie gehörte noch ein bißchen dem ausklingenden Jazz-Zeitalter an. Die Jazzclubs waren nach dem Krieg – niemand sprach vom 2. Weltkrieg, es war einfach „der Krieg“ – die Jazzclubs waren damals Orte des Aufbruchs in eine neue vielversprechende Zukunft. Die Livemusik dieser oft in Kellern und ehemaligen Bunkern beheimateten Spielorte wurde Anfang der 60er Jahre von Schallplatten übertönt, obwohl auch in diesen neuen, Diskotheken genannten Lokalen noch Bands auftraten.

Ich habe in Lübeck im Studio B so um 1970 herum die englische Band Man – mit einer tollen Lightshow waberndschmelzend ineinanderfließender Farbblasen – und auch die heimischen nach einer Londoner Undergroundbahnstation benannten Maida Vale gehört.

Dem im Scotch Club, einem anderen Treffpunkt in meiner Heimatstadt Lübeck, noch im Namen enthaltenen

Whisky machten neue Drogen Konkurrenz: Haschisch und LSD, die zu der Musik von Pink Floyd & Co auch besser zu passen schienen. In unserer Stadt – aber anderen Orts sicher auch – bestand alles eine Weile einfach nebeneinander her. Hippies und Rocker, Dixielandkapellen und Drogenmusik. Ich schlidderte da rein, hatte Freunde, die in die Konzerte nach Hamburg fuhren und mich mitnahmen, in die Ernst-Merck-Halle zu Ten Years After oder in den Grünspan. Mit der Schule wurde es schwierig. Na und? Mein Geschichtslehrer ermahnte mich: „*Klockmann! Passen sie auf! Beat und lange Haare, das ist erst der Anfang!*“

Vielleicht wußte er, wovon er sprach. Die Geschichte ist voll von ekstatischen Bewegungen, die sich den überkommenen Wertvorstellungen widersetzen. Was wird er sich gedacht haben, als ein 15-jähriger Schüler mit einem schwarz lackierten Koffer in die Klasse stapfte, auf den er mit weißer Farbe *Tod den Spießern* geschrieben hatte?

Als das Fehmarnfestival angekündigt wurde war ich 16 Jahre alt und mußte da natürlich hin. Einen Schlafplatz hatte ich schon. Irgendeiner von den Langhaarigen auf dem Marktplatz steckte mir: „*Du suchst nach dem Zelt mit dem Charles-Manson-Portrait am Eingang! Da ist noch Platz*“.

Was wußte ich denn? Manson, das erfuhr ich später, war der geistesgestörte Mörder von Sharon Tate, Roman Polanskis Frau. Jedenfalls kamen nachts welche von den

Engeln der Hölle, schmissen uns aus dem Zelt raus, um mit ihren Bräuten zu vögeln. Dieses Wort klingt allerdings viel zu freundlich für das Treiben dieser finsternen Typen. Am Tag danach fegte der Wind Jimi Hendrix' Gitarrensoli aufs Meer. Aber ich war zufrieden. Ich war dabeigewesen. Ich war damals — und vielleicht auch heute noch — immer etwas naiv.

Wahrscheinlich war es am Ende dann doch ein bißchen zuviel. Wo gab es denn einen Halt, wo Hilfe und Orientierung? Opfer der Lübecker Drogenszene, darunter auch einige meiner Freunde, fanden — zumindest vorübergehend — eine neue Heimat in den Armen von Mitgliedern einer Freikirche der Stadt. Von dort aus sah die Rockmusik und alles drumherum nun aus wie eine große Versuchung.

Übrigens nicht nur in Lübeck: In Amerika war Bob Dylan zum Anhänger der evangelikalen Vineyard-Bewegung geworden und sang Lieder mit Titeln wie *Du mußt jemandem dienen* auf LPs, die die Botschaft verbreiteten, Jesus habe ihn gerettet. Damit reihte er sich in eine amerikanische Tradition ein, deren Wurzeln bis auf die ersten Siedler zurückgehen.

Ich hatte das Glück, durch meine Freundin vor dem vollständigen Abtauchen in die Welt einer — ja doch — irgendwie lebensfeindlichen Religion bewahrt zu werden. Das ging nicht ohne Konflikte ab. Vielleicht waren es am Ende die Byrds, die mich gerettet haben.

CHRISTLICHE ROCKMUSIK

„Oma, laß das Radio doch an!“

„Nein, Sebastian, diese Musik will ich jetzt nicht hören!“

„Aber das ist doch christliche Rockmusik!“

Als ich Zeuge dieses kleinen Wortgefechts zwischen meiner Tante Lotti und ihrem Enkel wurde, fand ich, dass Sebastian in der Küche der mecklenburgischen Pfarrersfrau ein ziemlich gutes Argument vorgebracht hatte.

Aber gab und gibt es das eigentlich: christliche Rockmusik? Ich versank in Gedanken, erinnerte mich an eigene innere Kämpfe. Wie mir, als ich heranwuchs, ein Missionstraktat in die Hände gefallen war, in dem der Ursprung der von mir und aller Jugend heiß geliebten Popmusik auf heidnische Rhythmen afrikanischer Stammesvölker zurückgeführt wurde – verbunden mit der dringlichen Empfehlung, davon abzulassen.

Von Johnny Cash hatte ich gehört, er habe eine Textzeile aus Kris Kristoffersons schönem Liebeslied *Help me make it through the night* so verändert, dass er das Wort „Teufel“ – welches darin eigentlich vorkam – nicht habe aussprechen müssen. Und Johnny hatte sicher seine Gründe gehabt. Er war ja selber durch eine Hölle von Drogenabhängigkeit und Selbsthaß gegangen. War beinahe seinen Helden gefolgt, die z.B. in *I never picked cotton* mit zehn Dollar und einem geklauten Pickup dem verhassten Landleben den Rücken gekehrt hatten, um in der Stadt ein verantwortungsloses aber aufregendes Leben

mit Whisky, Pistolen, schnellen Autos und langhaarigen Blondinen zu führen – und um irgendwann, als es dann nicht mehr weiter ging, unter dem Galgen zu erkennen, dass es nicht viel gab, auf das sie zurückblicken konnten, ohne sich zu schämen.

Wie konnte man davon bloß so schön singen? Johnny Cash war bestimmt ein verlorener Sohn, über dessen Rückkehr sich der Vater nachher mehr freut, als über all seine wohlherzogenen Kinder. Auch das hat er gesungen: *„I was born a lover not a worker • Ich bin zur Liebe geboren, nicht um zu arbeiten“*.

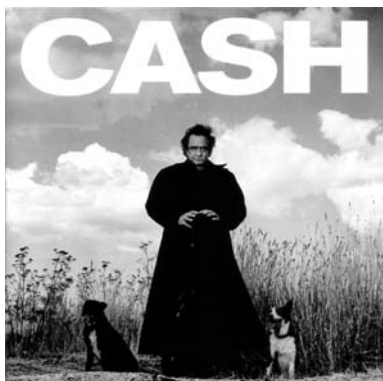
Zurückgekehrt waren inzwischen ebenfalls die durch viele künstliche Paradiese geflogenen Byrds – und zwar zu den Wurzeln der amerikanischen Volksmusik. *I like the christian life*, ein Country- oder Gospelblues aus dem Rückzugsgebiet der bäuerlichen Kultur Amerikas, erklang am Ende des für die Popmusik ereignisreichsten sechsten Jahrzehnts des vergangenen Jahrhunderts auf dem Byrds Album *Sweetheart of the rodeo*, der Langspielplatte mit dem schönen altmodischen Cover.

Die Musiker behaupteten in diesem Lied, ihnen gefiele das christliche Leben. Sie sangen die Zeilen: *„Meine Freunde lassen mich jetzt ganz schön links liegen / seit ich mich Jesus zugewandt habe / sie meinen, dass ich die ganzen lustigen Dinge der Welt verpasse / aber ich pfeife auf sie und gehe meinen Weg / mir gefällt das christliche Leben / und ich bin stolz darauf.“*

Wie die Byrds mit ihrem Gesang dieses Lied von jeglicher Anmutung bedrückenden Gemeindegesangs befreiten und damit der ganzen Welt schenkten, hat für mich bis heute etwas Erlösendes. Ich höre dieses Lied immer wieder – ich würde es am liebsten jetzt für euch singen – für mich handelt es einfach davon, dass jemand einen Ruf vernimmt, seinen eigenen Weg zu gehen, egal, was die anderen von ihm denken, und wie ihn das mit Kraft und Freude erfüllt.

Nun ja, an einige solche Sachen musste ich denken, als ich diese Worte zu Papier brachte, und noch an ein paar andere – auch an die alte jüdische Geschichte, in der davon erzählt wird, wie Gott uns am Ende unserer Tage nicht fragen wird, warum wir nicht wie Moses gelebt hätten, sondern von mir wird er wissen wollen: *„Bist du wirklich Thomas Klockmann geworden?“*

Und dann meint er damit vielleicht auch: *„Warum hast du dich eigentlich nie getraut, in einer Band zu spielen?“*



FROM RESPONSIBLE SOURCES

Irische Jungs – so las ich es einmal in einem Buch – wollten in den 1960er Jahren entweder Sänger in einer Rockband oder Priester werden. Sollte ich so etwas ähnliches auch mal gedacht haben? In der Schule hatte ich jedenfalls am Schluß meine besten Zensuren in Kunst und Religion – und nun bin ich anscheinend irgendwo dazwischen gelandet.

Neulich hab ich mir Elvis und Bob Dylan vorgenommen, um sie mit je einem Siebdruck zu ehren und um zu erzählen, was sie mir bedeuten. Dass ich von Elvis schon vergleichsweise früh wußte, daran ist mein Vater schuld. Er besaß die Single *Kiss me quick* mit *You are the devil in disguise* auf der Rückseite.

Man nannte den Sänger *The King* – den König. Er mußte bei seiner Geburt vielleicht nicht in eine Krippe gelegt werden, seine Eltern waren aber auch eher arm. Sam Phillips witterte dann die Chance, mit Elvis reich zu werden. Für sein Plattenlabel Sun wählte er einen Hahn als Logo. Von diesem Vogel wird ja berichtet, dass er gekräht hat, nachdem Petrus sich nicht getraut hatte, zuzugeben, dass er zu den Jüngern des jüdischen Revolutionärs gehörte, der später weltbekannt geworden ist.

Als Bob Dylan einmal sehr krank war und glaubte, sterben zu müssen, hat er gesagt: „*Ich hab das Gefühl, ich werde jetzt wohl bald Elvis sehen*“. Dazu ist es zum Glück dann doch nicht gekommen. Elvis hätte sich bestimmt um ihn gekümmert, wie um all die anderen,

denen er ein Auto geschenkt hat oder sein Lächeln. Elvis war immer klar, dass er Verantwortung trug.

Üble Nachrede von der ehemaligen Geliebten, ein Restaurant mit einer Küche voller Fliegen, gestrandete Flüchtlinge, einstürzende Gebäude – von solchen Sachen erzählt Bob Dylan in einem Song mit dem überraschenden Titel *It's all good*. Er hat offenbar keine Lust, sich den Spaß am Leben verderben zu lassen. Nimmt und liebt es so, wie es ist – mit aller Tugend, allem Laster. Darin liegt gewiss Weisheit. Leben wir nicht in der besten aller möglichen Welten?

Meine Madonna auf dem Dylan gewidmeten Druck sieht ihr dann auch liebevoll, stark und schön ins Gesicht und lädt uns ein, mit unseren Wünschen und Sorgen eine Weile unter ihrem Mantel Schutz zu suchen. Neben einem einarmigen Cowboy, einem Kind von einem anderen Stern und dem alten Strassenkreuzer aus *Mad Max* ist noch Platz – für dich und auch für mich. Hier können wir warten, bis der Sturm weitergezogen ist.

Heiliger St. Florian, verschon mein Haus, zünd andere an! Mehr zu hoffen, ergibt einfach keinen Sinn.

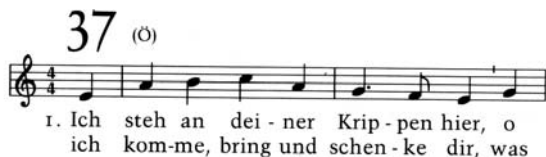


ÜBER KRIPPEN

Im Schlafzimmer meiner Eltern stand seitlich eine recht große Spanplatte, auf der eine elektrische Eisenbahn aufmontiert war. Wie es wohl öfter vorkommt, hatten mein Onkel und sein Arbeitskollege die ganzen Sachen gekauft, Schienen verlegt, Stellwerke verkabelt und den Transformator in Stellung gebracht. Ab und zu durfte ich dann damit spielen. Es hieß, es sei meine Eisenbahn. Neben dem Nachtschrank und unter den Gleisen, die die Züge in den Bahnhof führen würden, hatte meine Mutter ihr Nähzeug stehen und zwar in einer Nähkrippe. Obenauf lagen die zur Reparatur bestimmten Kleidungsstücke, Pull-over, Hemden, usw. Ein weiches Bett, sollte die Lokomotive wegen zu hoher Geschwindigkeit in der Kurve entgleisen und womöglich samt angehängten Güter- oder Personenwagen von der Platte stürzen. Und das kam vor!

Bei verkehrstechnischen Großunfällen kann ich bis heute schlecht wegsehen, jedenfalls dann, wenn sie mir als Fotos begegnen. Ich besitze z.B. ein Buch über Schiffsunfälle, aber auch eins über den Schutzheiligen der Fuhrleute, St. Christopherus.

Krippen spielten in meinem Leben auch weiterhin wichtige Rollen. Meine erste Freundin war nämlich einmal die Maria in der plattdeutschen Version des Krippenspiels, das als Spezialität ihrer Schule alljährlich zur Aufführung gelangte. Dies geschah in einer der alten Stadtkirchen, die so ehrwürdig daher kamen, dass man auf den Gedanken verfallen konnte, sie seien schon vor der Geburt des Jesus-



kindes errichtet worden. Und ist es nicht so? Familien – Vater, Mutter und Kind – hat es doch schon immer gegeben. Und so hat auch diese Maria dann ihre eigenen Kinder irgendwann und irgendwie betten müssen oder ihrem Josef diese Aufgabe übertragen. Näheres darüber weiß ich eigentlich gar nicht zu berichten.

Erinnern kann ich mich aber daran, dass ich einmal eine Grafik gedruckt habe, um Elvis zu ehren. Das habt ihr ja eben gerade gelesen. Auf dieser Grafik ist doch tatsächlich eine Krippe zu sehen. Statt eines Kindes liegt darin die Nachbildung eines Schlüssels mit der Aufschrift *royalty* – Königlichkeit, oder wie übersetzt man das am besten? Es wird das Werbegeschenk einer amerikanischen Hotelkette oder einer ähnlichen Organisation gewesen sein. Ich hatte es irgendwo gefunden.

Dass man sich sogar selber als Krippe fühlen kann, habe ich von Paul Gerhardt gelernt. Meist werden von seinem Ich-steh-an-deiner-Krippen-Lied ja nur die ersten vier Strophen gesungen. Wer aber zuhause noch ein evangelisches Gesangbuch hat, kann in der neunten und letzten Strophe folgende an seinen Heiland gerichtete Bitte des Pfarrers und Dichters lesen: „*Oh lass mich doch dein Kripplein sein, komm, komm und lege bei mir ein, dich und all deine Freuden*“.

So sprechen Menschen, die mit Gott umgehen, wie mit einem Freund.

IT'S ALL GOOD

Champions League, Oberliga, Bezirksklasse – das gibt es auch in der Kunst. Franz Erhard Walter, früher einmal Professor an der Hamburger Kunsthochschule, soll es gesagt haben. Wo ich wohl spiele? Ich trainiere übrigens meistens alleine. In der Volksschule hatten wir oft Jungs gegen Mädchen – z.B. beim Kopfrechnen. Ich hab mal gegen die Langsamste der Klasse verloren. Das war nicht lustig.

Wenn ich heute vom Einkaufen aus dem Dorf komme – so nennen wir den Teil von unserem Vorort, wo die Geschäfte sind –nehm ich oft den Weg über den Sportplatz. Morgens sind die Schüler da. In den Pausen schießen sie auf die großen Tore und wer nicht trifft, muß selbst zwischen die Pfosten. Am Abend üben die Vereine und am Sonntag ist Punktspiel mit Bratwurst. Der Grill steht in einer alten Garage in der Stadionkurve, wo sie auch die Hütchen aufbewahren, um die die Mädchen dribbeln lernen. Mädchenfußball ist ja schon seit vielen Jahren das große Ding.

Eine Popcorntüte hat einmal meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Kennt ihr die Zeile „*die Himmel wechseln ihre Sterne*“ von Gottfried Benn (aus seinem Gedicht *Epilog*)? DIE Himmel heißt es da. Gibt es denn tatsächlich mehrere? Vielleicht ist ja in einem davon Platz für diesen kleinen Kindergott, der auf der Tüte prangt wie die pausbäckigen Engel neben der goldenen Uhr im Wohnzimmer der Eltern. Jetzt, auf einer Grafik, die denselben Titel

trägt wie diese Geschichte, beschützt er eine gütige Maria, die ihrerseits einen Cowboy vor dem Schlimmsten bewahrt. Das wisst ihr ja schon.

Mit dem Cowboy hat mir mal jemand eine Freude gemacht. Es handelt sich um einen gelben Lollistiel aus Plastik. Solche Teile liegen manchmal auf der Straße. Der Figur fehlte der linke Arm, aber haben wir nicht alle irgendwelche kleineren oder größeren Probleme?

Wisst ihr, mit der Kunst ist das so eine Sache. Robert Walser meint, sie, die Kunst, sei ein sehr reines und selbstzufriedenes Wesen und dass es sie kränkt, wenn man sich allzusehr um sie bemüht. Was soll man bloß machen? Ich habe mir überlegt, ich bleibe am besten etwas unterhalb meiner Möglichkeiten – also, ich sag mal: „*Ich bin Kreislīga*“.

WETTERMANN, PUTZI, MISS SPORTY UND NOCH WELCHE

Wer uns schon einmal besucht hat, weiß, dass wir in einer Zwei-Zimmer-Wohnung im zweiten Stock wohnen. Wir gehören also in die Gruppe von Leuten, von denen die Kinks in *Dead End Street* – zu deutsch Sackgasse – sangen: „*What are we living for / two room apartment on second floor • Wofür leben wir / für eine Zwei-Zimmer-Wohnung im zweiten Stock.*“ Guy Peellaert, der belgische Maler, der die Popmusikgeschichte in den *Rock Dreams* so liebevoll unbarmherzig ins Bild gesetzt hat wie kein anderer, erdachte für die Kinks die Szene, wie ein eben Familienvater gewordener Ray Davis an der Seite seiner kinderwagenschiebenden Frau in einer düsteren Londoner Vorstadtgegend einem ereignislosen Leben entgegenseht.

Von unserem Volksdorfer Balkon aus können wir in ein meist dunkles Fenster des Wohnzimmers einer der gegenüberliegenden Häuser hineinschauen. Dort wohnt der Wettermann. So haben wir ihn jedenfalls getauft. Er zeigt sich zu verschiedenen Zeiten kurz am Fenster und verschwindet wieder unserem Blick.

Ob er wirklich das Wetter anzeigt, wie es seine aus der Tür tretenden Kollegen bei Sonne oder Regen in den geschnitzten Wetterhäuschen zu tun pflegen, haben wir noch nicht abschließend ermittelt. In den Wetterhäuschen sind sie ja immer zu zweit. Also, dem Wettermann fehlt auf jeden Fall eine Frau, glauben wir. Erdmüte erkennt ihn auf der Strasse, auch dort ist er allein unterwegs.

Dabei läuft doch eine ansehnliche weibliche Person mit einer gewissen Regelmäßigkeit unter seinem Fenster entlang: Miss Sporty. Ob sie wirklich so heißt? Diese Frau ist immer frühmorgens im angemessenen Outfit unterwegs und gut in Form, so weit wir das beurteilen können.

Wenn Sie den Eingang zu ihrer Wohnung erreicht hat, dehnt sie Beine, Arme und wohl den ganzen Körper in alle Richtungen, legt abschließend einen makellosen Spagat hin, um wenig später hinter ihrer Haustür zu verschwinden. Nach etwa 20 Minuten taucht sie wieder auf und marschiert hellwach zur Arbeit. Dann ist der Wettermann aber noch im Schlafanzug. Darüber sind wir ganz froh, denn wir sind es auch noch und es reicht schon, dass wir uns immer etwas schlecht fühlen, wenn wir Miss Sporty von ihrer Fitnessrunde zurückkehren sehen.

Eine andere Nachbarin könnte dem spätaufstehenden Wettermann dagegen ohne weiteres auffallen. Sie wohnt im Haus neben uns, also auch ihm gegenüber. Im Sommer könnte er sehen, wie sie auf dem Balkon sitzt und an ihren Mann denkt, der vor einigen Jahren verstorben ist. Er hatte ein E-Piano, konnte es gut spielen, wie sie mir erzählte und hat einen Riesenstapel Noten hinterlassen, die ich hätte erben können, wenn ich das denn gesagt hätte. Sie sieht mich halt öfter mit meiner Posaune aus dem Haus kommen.

Es hat viele Jahre gedauert, bis wir überhaupt mal ein paar Worte miteinander gewechselt haben. Vorher sahen

wir immer nur ihre verschwommene Silhouette im Badezimmerfenster, wo sie ebenso umsichtig die Feuchtigkeit aufzunehmen schien, wie in den Wohnräumen den Staub. Deshalb nennen wir sie Putzi. Das weiß sie aber nicht.

Wir glauben, dass sie einsam ist. Ich wäre es an ihrer Stelle. Einmal, der Tod ihres Mannes lag bereits eine Weile zurück, sahen wir sie auf der Strasse zusammen mit einem gut angezogenen, älteren, bereits etwas gebrechlich wirkenden Herrn. Sie schien sich um ihn kümmern zu wollen. Ein anderes Mal erblickten wir sie im Eiscafé in einer Runde von Menschen, die der Zufall und vielleicht der Wunsch, für ein paar halbe Stunden nicht allein zu sein, zusammengewürfelt zu haben schien. Putzi, hoffentlich bist du nicht traurig oder böse, wenn du das hörst.

In der Häuserzeile vor dem Wettermann wohnt Mister Tunis (er kommt aus Tunesien). Wir haben noch nie mit ihm gesprochen und wissen deshalb nicht, wie er wirklich heißt. Seine Frau war einmal unsere Nachbarin auf dem Treppenabsatz und hatte da schon eine Tochter mit einem Brasilianer. Aber den sieht man kaum noch vor dem Haus stehen und auf sein kleines Mädchen warten. Das könnte bei Mister Tunis auch soweit kommen. Er hat auch ein Kind, einen Sohn, und er, Mister Tunis, ist auch schon wieder weg.

Und dann gibt es noch das alte Ehepaar in der Wohnung über Putzi. Die beiden geraten uns hin und wieder

auf dem Balkon ins Blickfeld. Wenn wir selber dort sitzen, ist das unvermeidbar. Den Mann kann man gelegentlich kleine handwerkliche Arbeiten durchführen sehen. Seine Frau hängt die Wäsche auf. Sie wirkt immer etwas mürrisch und verbiestert. Aber wenn man sie auf der Straße freundlich grüßt, dann kann sie sich darüber freuen wie ein junges Mädchen, das noch nicht weiß, dass es eines Tages jemanden geben wird, der es umwirbt.



STORIES WE TELL

Haus aus Stein, Herz voll Blut,
bei dir sein, Alles wird gut.
Hand in Hand, Leben ist blind,
für immer verwandt, dem fragenden Kind

Meine Weihnachtsvorfreude wird von Jahr zu Jahr immer größer. So kommt es mir manchmal wenigstens vor. Mögen die Kindheitswünsche und -freuden auch sehr weit weg sein, jetzt ist es die Wiederkehr alles Festlichen, die mir ein tieferes Verständnis der Stillen Nacht schenken will.

Im Filmclub meines Wohnprojekts suche ich immer den Weihnachtsfilm aus – und liefere auch eine kurze „Predigt“ mit. Vor einigen Jahren gab es z.B. *Stories we tell* von der kanadischen Regisseurin Sarah Polley zu sehen.

Es ist ein Dokumentarfilm über ihre eigene Familie. Darüber, wie sie als erwachsene junge Frau erfährt, dass der Mann, den sie für ihren Vater gehalten hat, gar nicht ihr leiblicher Vater ist, und was dann geschieht. Sie nimmt es zum Anlaß, mit ihren Geschwistern, ihren beiden Vätern und Freunden der verstorbenen Mutter der Geschichte in sehr liebevoller, mutiger und aufrichtiger Weise nachzugehen. Es ist vielleicht kein Zufall, dass die Arbeit an dem Film in eine Zeit fällt, in der die Regisseurin mit der Ge-

burt ihres ersten Kindes eine eigene Familie begründete.

„Wenn man mitten in einer Geschichte steckt“ – so beginnt die Filmerzählung mit den Worten einer älteren Hauptperson – „wenn man mitten in einer Geschichte steckt, ist sie noch keine Geschichte. Das Leben fühlt sich vielleicht an, wie ein Boot, das von Eisbergen zermalmt wird oder durch Stromschnellen treibt, während niemand an Bord die Macht hat, es zu steuern. Erst danach wird es überhaupt zur Geschichte, wenn man sie sich selber erzählt oder einem anderen Menschen.“

Und so ist es auch mit der Weihnachtsgeschichte. Sie lebt in jeder Krippenszene – seit Jahrhunderten in mancherlei Gestalt. Da sitzen sie. Maria und Josef und das Baby. Alle wissen: Diese Familie hat Probleme. Ist Josef eigentlich der Vater von Jesus? Hat Maria die Geschichte mit dem Engel in ihrer Not vielleicht nur erfunden? Was dachten die anderen über dieses Paar? Was empfand Jesus als heranwachsender Junge, als er anfang, über die Sache nachzudenken?

Solche ähnlichen Fragen stellen sich auch gleich die Leute in unserem Film: Wer bin ich eigentlich, als Kind in einer Reihe von Vorfahren, als Erwachsener mit meinen Bindungen an – an was – mit meiner Verantwortung für – wofür, für wen?

Bei den wirklich wichtigen Sachen, die sich Menschen offenbar schon ziemlich lange fragen, ändert sich anscheinend nicht so furchtbar viel.

MIT ZWEI BÜCHERN DIE WELT VERSTEHEN

Mit zwei Büchern die Welt verstehen! „*Die Bibel und Brehms Tierleben!*“, schlug mir Erdmute vor, als ich ihr von meinem Vorhaben erzählte. Wie sie wohl darauf kam? Diese Bücher sind doch schon so alt. Ich versuch's mal mit *Ich schwimme nicht mehr da, wo die Krokodile sind* von Sabine Kuegler und mit *Mehr als ein Leben* von Richard W. Sonnenfeldt. Das mit den Krokodilen lag auf dem Bestsellertisch meiner Leihbücherei und Sonnenfeldts Lebenserinnerungen im Das-kannst-du-jetzt-mal-lesen-Regal des Gemeinschaftsraums von unserem Wohnprojekt. Wer es da hingelegt hat? Ich weiß es nicht.

Mit Brehms Tierleben und der Bibel haben die beiden Druckerzeugnisse nun überraschenderweise tatsächlich mehr zu tun, als man denkt. Die Krokodile mit Brehm, das liegt nahe – und das andere dann wohl mit der Bibel.

Sabine Kuegler kennen einige vielleicht als die Missionarstochter oder das im abgelegenen Bergland Neuguineas aufgewachsene *Dschungelkind* – aus ihrem ersten Buch oder aus dem Film.

Richard W. Sonnenfeldt war zwar Mitglied der amerikanischen Delegation bei der Feier des ersten Jahrestages des Mauerfalls in Berlin und hat sich dort auch mit dem bereits von Resignation gezeichneten Michael Gorbatschow unterhalten – aber wer weiß das schon.

Ich wußte es nicht. Als ich neulich an beide Bücher dachte, kamen mir ganz ungefragt zwei Passagen in den Sinn. Zum einen: Wie ein Stammeshäuptling oder Dorf-

oberhaupt sich bei Sabine Kuegler beschwert, dass sie sozusagen als Abgeordnete einer wohin und in welche Richtung auch immer fortgeschrittenen Kultur nicht schon viel früher nach Neuguinea gekommen ist, um die Segnungen der Zivilisation zu verbreiten und dass er keine Lust mehr hat, auf seinen von den Touristen bewunderten selbstgeschnitzten Holzstühlen zu sitzen, während sie, immer wenn ihr danach ist, auf einem gut gepolsterten Sofa Platz nehmen kann.

Ach ja, und noch etwas fällt mir ein: Wie sie sich mit ihrem Begleiter, einem auf der Insel geborenen studierten Entwicklungsfachmann, ein Pfeil-und-Bogen-Duell liefert, weil sie nicht einsehen will, dass man als Frau in einem papuanischen Dorf nicht wie ein Mann leben kann. Diese Frage beschäftigt auch in Hamburg viele Angehörige des weiblichen Geschlechts. Und wahrscheinlich auch zahlreiche Männer.

Von Richard W. Sonnenfeldt weiß ich noch, dass er als 1923 im brandenburgischen Gardelegen geborener jüdischer Junge in den 1930er Jahren durch die Flucht nach England der Verfolgung durch gewissenlose Mitmenschen entkam, später dann als Übersetzer in den Nürnberger Prozessen das Übersetzungsbüro leitete und in Amerika bei der Erfindung des Farbfernsehens dabei war. Er hätte – wie gewiss viele andere schwer geprüfte Menschen – Gründe genug gehabt, am Leben auf dieser Erde zu verzweifeln.

Stattdessen schrieb er in seinem Lebensrückblick so etwas Ähnliches wie: *„Ich glaube an das Gute, auch wenn ich es nicht sehe oder wenn es gerade nicht zu sehen ist“*.



PASTORENSOHNESSTOCHTER UND PASTORENTOCHTERSSTOHN

Es waren einmal – nein, es gibt tatsächlich – einen Pastorentochterssohn und eine Pastorensohnestochter, die sich auf dieser Erde zusammengefunden haben, um eine Weile gemeinsam durchs Leben zu gehen. Das gab es früher nicht so oft. Oder doch, das gab es schon, aber heute gibt es auch Pastorinnen, die uns weiden und eben deshalb auch Pastorinnentochterssöhne und Pastorinnensohnestöchter.

Die Pastorinnen sind inzwischen vielleicht sogar in der Überzahl. Um die Pastorinnentöchter und -söhne kümmert sich nun auch der Pastorinnenmann. Meistens macht er das ganz gern. Die biedermeiermäßige Pastorenfamilie mit dem Pastor und der Frau des Pastors, wie es sie auf dem Land vielleicht mal gab, wo kein Bus fuhr oder der Internetanschluß zu langsam ist und wo die Frau außer den kleinen Pastorenkindern und neben dem Gemüsegarten hinter dem in die Jahre gekommenen Pfarrhaus auch noch den mehrstimmigen Gemeindechor oder den Bibelkreis betreut, gilt jedenfalls als ausgestorben (andernfalls bitte melden).

Ob die Pfarrfamilien von heute mit ihrer Arbeitsteilung zufrieden sind? Meine Pastorensohnestochter und ich, der Pastorentochterssohn, fragen uns das manchmal. Unsere Großeltern – die Pastoren mit ihren Frauen – lebten wahrscheinlich noch in dem Glauben, ein vorbildliches Leben zu führen oder wenigstens führen zu sollen. Aber wir müssen und wollen kein Beispiel geben, oder

doch? Wir sind Künstler und Künstlerin. Unsere Berufsbeschreibung lautet: Machen sie etwas Unsichtbares einer sinnlichen Erfahrung zugänglich! Wobei, dieses Unsichtbare, das erinnert doch an den brennenden – und irgendwie doch nicht verbrennenden – Dornbusch in der Wüste. Also, wie sehen wir das nun mit Mann und Frau?

Bestellen wir den Garten gemeinsam? Ist die Kunst unser Gemüse? Und warum wollen nur so wenige Leute unsere Früchte probieren? Und warum sind wir oft so müde? Auweia – Freunde und Bekannte, die nie eine Kinderbibel hatten, haben es überraschenderweise auf dem Feld des Sinnlichübersinnlichen auch zu etwas gebracht oder auch nicht, aber mit der Pastoren oder Pastorinnen enthaltenden Ahnenreihe scheint es nichts zu tun zu haben. Wie machen die das eigentlich?

DER WAHEHE-KRIEGER

In Hamburg in der großen Reichenstraße – lustiger Name, oder? – steht ein altes Handelshaus und vor diesem Gebäude eine Bronzeplastik: der Wahehe-Krieger. Adolph Woermann hoffte – wie vor ihm schon sein Vater – durch Geschäfte mit dem schwarzen Kontinent viel Geld zu verdienen und beauftragte in Erwartung dieser Zeit den Bildhauer Walter Sintenis, einen Eingeborenen, ja wie sagt man, zu entwerfen und ihm, wenn er denn fertig wäre, vor die Tür zu stellen. Das ist nun schon etwa 120 Jahre her.

Und Neger sagt man ja auch nicht mehr. Wir jedenfalls nicht. Viele Schwarze sollen sich aber früher selbst so genannt haben, voll Stolz auf ihre dunkle Hautfarbe.

Mein Völkerkundestudium, in dem ich mich mit solchen und anderen Fragen beschäftigen mußte und wohl auch wollte, liegt nun ebenfalls viele Jahre zurück. Wenn ich zur Weihnachtszeit durch die Budenstraße an der Petrikirche schlendere, weiß ich, dass der schwarze Krieger gar nicht soweit entfernt sein stilles Leben führt.

Ich kann ihn beinahe sehen, immer wenn zwischen den vorüberklingelnden und -hupenden Kutschen und Rennwagen des Kinderkarussells ein bißchen Platz ist.



EIN FILM ÜBER MICH (VOLKER KOEPP)

Zwischen Stettin und dem schwarzen Meer liegt Sarmatien, das Land, in der – nach den Worten des Dichters Johannes Brobowski – *„die guten Leute zusammen leben können und es auch getan haben“*.

Der Dokumentarfilmregisseur Volker Koepp hat seine Bewohner in vielen eher stillen Bilderfolgen portraitiert, in Filmen – zuerst in schwarz-weiß, später in Farbe – in denen er selbst zwar nicht auftritt aber doch mitspielt. Koepp hat ein gutes Gespür für die Dinge des Lebens: *„Er sitzt den Leuten einfach gegenüber, ruhig, freundlich, fragt irgendwann, wie es geht und später vielleicht, was der Sinn des Lebens ist“*. So erzählt es eine Freundin. Eine andere sagt: *„Mit Volker wird man so, wie man wirklich ist“*.

Sarmatien ist der Landstrich östlich der Elbe, wo sie seit Jahrhunderten mit Back- und nicht mit Sandstein bauen und so wird es ja auch in Hamburg gemacht, wo ich wohne, und deshalb gehöre ich vielleicht auch zu den Bürgern dieses nieverlorenen Paradieses.

In den letzten langen Sekunden verweilt die Kamera in Koepps Filmen meist auf den Hauptdarstellern, damit er oder sie sich in unserer Gedächtnis einprägen und wir sie oder ihn nicht vergessen. Und tatsächlich: Ich erinnere mich an Isolde aus Luckenwalde und an Stupsi aus Wittstock und viele andere freundliche Frauen.

Das letzte Bild fasst manchmal alles zusammen, aber das weiß man natürlich erst, wenn man den Film vom Anfang bis zum Ende gesehen hat. Wo Volker mich wohl

für diese SchlußEinstellung hinsetzten wird? Ich beobachte ihn dabei, wie er darüber nachdenkt. Wenn ich selber den Film drehen würde, hätte ich schon eine Idee, aber er soll das ja machen.

Bevor er dreht, liest Koepp immer alles, was ihm hilft, sein Thema zu umkreisen und zu vertiefen. Gewiß, die Literatur weiß nicht mehr – wie noch z.B. Balzac dachte – alles. Auch die Wissenschaft ist bescheidener geworden. Wie steht es in dieser Hinsicht um den Dokumentarfilm?

Man müsse sich zwingen, sagt Koepp, nicht genau zu wissen, was man eigentlich erfahren wolle und erst damit anfangen, wenn die Kamera läuft. Und auch: Das Sichten des Materials sei der schönste Film. Dabei dürfen aber immer nur ein paar Ausgewählte – meist gute Freunde – im Dunkeln neben ihm sitzen, „*verzaubert von der dem bewegten Lichtbild innewohnenden Kraft*“. Diese Kraft sei im übrigen das Geheimnis des Films, zitiert Koepp einen namenlosen Filmvorführer, der ihm durch jene Worte im Gedächtnis geblieben ist.

Ob nach Rohschnitt und Montage aus dem fertigen Film am Ende das Beste verschwunden sein wird, werde ich nie wissen. Am Ende meines Films, so stelle ich es mir im Moment vor, wird jedenfalls in einer langen Einstellung gezeigt, wie ich mit einem Druck beginnen will und man mir trotz guter Vorbereitung und fertig belichteter Siebe ansieht, dass ich noch nicht weiß, wie sich

der Druck entwickeln wird. Wahrscheinlich gibt es einen Schwenk von mir weg zu einem Bild an der Wand und wieder zu mir zurück.

Vielleicht läuft der Film auch zum Schluß einfach durch und zeigt, wie ich in meiner Siebdruckwerkstatt sitze und ausruhe.





Als ich irgendwann erkannte, dass mich der Deutschlandfunk nicht zu seiner Sendung *Klassik Pop etc*, deren treuer Hörer ich über Jahrzehnte war und immer noch bin, einladen würde, machte ich einfach selber eine: zu meinem 60ten Geburtstag im Gemeindesaal der Immanuelkirche in Veddel.

Es war mein Geburtstagsgeschenk an mich selbst. Anders als beim Original war es allerdings so, dass zwischen „meinen“ Liedern immer ein von meinen Gästen für mich ausgewähltes Lied gespielt wurde und diese auch erzählen mußten, warum sie es für mich ausgesucht hatten.

Leider kamen wir mit dem Programm bis zwei Uhr nachts nicht durch, obwohl wir schon um 18 Uhr angefangen hatten.

KOMMENTIERTE PLAYLIST ZU „KLASSIK, POP, ETC.“ (18. 2. 2014)

Mit *Days* von den Kinks ging es los. Dieser Song ist für mich eine Hymne an das Leben. Ray Davies erzählt in seiner Autobiografie, mit welcher Ehrfurcht ihn frühe Kirchenbesuche und der Klang festlicher Choräle erfüllt haben. Wenn man Kinkslieder hört, denkt man meistens nicht als erstes an Gott oder die Bibel. Trotzdem verkörpern die Kinks auf eine eigentümliche Art Treue zu Traditionen, die sie für wertvoll halten.

Als die englische Rockmusik um 1968 im Drogenrausch zu versinken drohte, schrieb Ray Davies Songs über alte Dampflokomotiven und beschrieb sich selbst als Muswell Hillbilly nach dem Stadtteil, in dem er geboren wurde – Muswell Hill. *„I'm a Muswell Hillbilly boy but my heart lies in old sweet Virginia / never seen New Orleans, Oklahoma, Tennessee / still I dream of the Black Hills, that I ain't never seen • Ich bin ein Bauernjunge aus Muswell, aber das Land meiner Träume ist das gute alte Virginia / New Orleans, Oklahoma und Tennessee hab ich nie gesehen / trotzdem träume ich von den Black Hills, die ich auch nie gesehen habe“.*

Wie man so witzig und geistreich von einer Heimat sprechen kann, die man nie gesehen hat, um das zu genießen, dafür muß man schon fast Völkerkunde studiert und Hamburg nie verlassen haben. Muswell Hillbilly spiele ich aber jetzt nicht, sondern *Days*.

Das Lied ist auf einer Klassenfahrt noch zu Schulzeiten zu mir gekommen. Ich habe es nie vergessen. Thank you for the days!

Mein nächstes Lied ist von der Band Alan Price Set. Es ist die B-Seite einer Single aus dem Besitz meiner Schwester. Ich habe als kleiner Junge manchmal heimlich an unserer Musiktruhe Platten gehört, wenn meine Eltern, was kaum vorkam, mal weg waren und ich allein zurückblieb. Ich weiß nicht, ob **Who cares** dabei war. Ob ich für die träumerische Art, dem Leben entgegenzugehen, schon einen Sinn gehabt hätte? Besonders der Klavierteil in der Mitte kann für Sekunden verzaubern und paßt auch so schön zur Plattenhülle: Wie sie da so stehen, als wären ihre Hosen die schwarzen Tasten des Klaviers. Von einem Hund ist die Rede, der sich über seinen mitgebrachten Knochen freut, von alten Leuten, die keine Träume mehr haben und von Menschen, denen das Glockengeläut im Kirchturm ihres Dorfes nichts mehr sagt.

„*Who cares? Na und?*“ fragt Alan Price, „*ich will leben und ich kümmer mich darum, dass das Leben nicht an mir vorbeigeht, was soll daran schlecht sein*“. Geheimnisvoll bleibt die letzte Zeile, wo jemand angesprochen wird, der dem Sänger offenbar viel bedeutet, um den er sich bemüht, obwohl diese Person entweder selber gar nichts mit der Welt zu tun haben will oder von ihr vergessen wurde. Who cares.

Durch die Aufnahmen der Carter Family sind viele Volkslieder und religiöse Gesänge des alten bäuerlichen Amerika aufbewahrt worden. Ich glaube, dass Alvin Pleasant, Sara und Maybelle Carter es nie so richtig verstanden haben, dass ihnen Ralph Peer, dessen Musikverlag bis heute hier in Hamburg eine Zweigstelle unterhält, Geld dafür zahlte, dass sie ihre Lieder einmal nicht auf der Terrasse ihres Hauses sondern vor dem Mikrofon in einem Hotelzimmer der Provinzhauptstadt gesungen haben.

Bis ich soweit war, an solchen Liedern gefallen zu finden, das war doch wirklich ein langer Weg. Johnny Cash hat mir dabei ein wenig geholfen. Oder sagen wir mal so, June Carter, Maybells Tochter, hat Johnny geholfen, mir zu helfen. Sie hat ihm nämlich das Leben gerettet, wie alle wissen, die *I walk the line*, das Biopic über Cash, gesehen haben. Dass Johnny kein Lied in meinen Top 15 abgekriegt hat, geht eigentlich nicht. Wir müssen uns jetzt wenigstens vorstellen, dass er mithört. Von der Sonnenseite des Lebens können immer nur diejenigen überzeugend singen, die auch seine Schattenseiten und Beschwerden kennen. Sei es, wie es ist. Wie das Bild im Auge des Betrachters, entsteht auch das Lied irgendwie erst im Ohr des Hörers: **Keep on the sunny side of life.**

Jetzt kommt Bryan Ferry. Sieht er nicht verdammt gut aus und hat er nicht vor seiner Karriere als Chefsänger bei Roxy Music Kunst studiert? Soviel zu unseren

Gemeinsamkeiten... (*Publikum lacht*). Ich mußte jedenfalls erstmal von seinen Qualitäten überzeugt werden. Meine Freundin Tissi war dabei eine Hilfe. Ich dachte damals, der Mann ist kein Hippie und da muß man doch wohl vorsichtig sein. Als ich ihn später im Konzert mal live erlebte, war ich ganz überrascht, wie er sich über sich selbst lustig machen konnte, dass er ein toller Schauspieler war und viele Rollen leben konnte. So ist es ihm auch gelungen, die alte herzerreißende Teenager-Schlagerkultur Amerikas für die späten 70er Jahre so aufzubereiten, dass man alles wieder geglaubt hat.

Mit **The Incrowd** gebe ich jetzt zu, dass ich auch immer gern dazugehören wollte – „*Spending cash, talking trash / girl I show you a real good time • Geld ausgeben / Blödsinn reden / mein Mädchen verzaubern.*“

Wie Funny van Dannen in mein Leben getreten ist, weiß ich nicht mehr. „*Und alles ist wie damals, als wir uns noch gar nicht kannten / als deine Augen noch Sterne waren, die funkelten wie Diamanten*“ (aus **Herzen fliegen dir zu**). Wer sowas mag und sich nicht schämt, ist bei Funny richtig. Viele mögen ihn, so viele, dass wir in die Markthalle jedenfalls nicht mehr reingekommen sind, als wir ihn vor ein paar Jahren mal hören wollten. Auf seinen Spuren bin ich eines Sommers mit Erdmute durch den Britzer Garten geschlendert. Funny hatte von den Tulpen und Modellbootkapitänen gesungen und wie er abends mit

seiner Liebsten einen preisgekrönten Film geguckt hat. Aber die Geschichte war irgendwie nicht schön gewesen und er war froh, einfach wieder zuhause zu sein. Funny ist ein Meister der Alltagsbeobachtung und der feinen überraschenden Poesie, die uns heimlich überholt und uns mit einem freundlichen Lachen im Gesicht erklärt, dass das Leben gar nicht so schlecht ist.

Rom ist ja schließlich auch nicht an einem Tag gebaut worden, und irgendwann findest du einen Job. Nur aufgeben darf man nie, nie, wirklich nie!

Jimmy Cliff kam aus Jamaica und wußte und weiß das wahrscheinlich besser als ich. Als ich Mitte der 70er Jahre in Berlin was weiß ich nicht alles studierte und bei Ricarda Huch zu allem Leidwesen noch gefunden hatte, dass der romantische Mensch keine Heimat, keine Familie und keinen Beruf hat, da hab ich das gern gehört: **You can get it if you really want** – viel mehr sagt Jimmy in diesem Reggae-titel eigentlich nicht, aber es ist jedesmal wie Volltanken, wenn man es wieder hört.

Habt ihr euch schon mal vorgestellt wie es wohl ist, von Louis Armstrong in den Arm genommen, vielleicht sogar getröstet zu werden? Wahrscheinlich nicht. Dazu lade ich euch jetzt ein. Wie dieses Lied in einen James Bond Film gefunden hat? Ich weiß es nicht. Am Kurfürstendamm gab es einmal ein Kino, das nach und nach im Wechsel alle

Bondfilme zeigte. Da ging ich mit Christoph oft hin – und hörte Titelmelodien wie *You only live twice* von Nancy Sinatra oder *Nobody does it better* von Carly Simon. **We have all the time in the world** singt Louis Armstrong für den Film *On her majesty's secret service* aus dem Jahr 1969. Aber auch sonst ist es gut zu wissen: Jemand hat alle Zeit der Welt für dich.

Für die Beatles bin ich schon etwas zu spät geboren. Aber stimmt das eigentlich? In Eppendorf bin ich mal in eine Buchhandlung gegangen und wollte ein Buch von Isaac Singer kaufen. „*Der hat doch seinen Nobelpreis vor zehn Jahren erhalten*“, sagte man mir.

Nun, ich hatte ihn gerade für mich entdeckt. Manchmal zittere ich bei oder ersticke ich fast an dem Gedanken, was noch alles von mir entdeckt werden will. Ich mag kein Buch wegtun, das einmal den Weg in mein Regal gefunden hat. Vielleicht hat es mir noch etwas zu sagen. Schon gar keine Platte. Wie lange habe ich in der vor CD- und Amazon-marketplace-Zeit leichtfertig oder in Krisen weggegebenen Scheiben nachgetrauert.

Ach ja, wir waren ja bei den Beatles. Herr Wandschneider, mein Geschichtslehrer in der Schule, hat mich vor ihnen gewarnt, als er merkte, dass meine Frisur den Pilzköpfen der Band zu ähneln begann.

Die Beatles sind natürlich Giganten. Ihre Hamburger Zeit hat sich mir erst erschlossen, als ich mich für die

Führung durch den Beatles-und-Liverpool-Themengarten auf der Internationalen Gartenschau vorbereitet habe. Ich kenne die Welt gar nicht ohne die Beatles. Wahrscheinlich hatte John Lennon recht, als er ihre Popularität höher einschätzte als die von Jesus, auch wenn das viele geärgert hat.

A day in the life ist ein Blick auf eine Welt, der sich die Beatles gerade eben noch zugehörig fühlten, ihr London, aber aus der Perspektive der alles irgendwie etwas besser verstehenden drogeninspirierten Künstler. Die Anderen begreifen nicht, was vor sich geht. „*But i just had to look, having read the book*“, singt der dem Attentat eines geltungssüchtigen Verrückten zum Opfer gefallene Lennon – die Anderen schauten weg, aber ich mußte einfach hingucken, denn ich hatte das Buch gelesen. Welches Buch eigentlich?

Zum nächsten Stück **Männer** gibt's eigentlich nicht viel zu sagen. Ich bin halt auch einer – etwa 50 Prozent der Bevölkerung gehören zu dieser Gruppe und wie es Herbert Grönemeyer gleich so schön singt und sagt: Sie sind auf dieser Welt einfach unersetzlich.

David Bowies **The man who sold the world** ist für mich ein Lied mit einem Text, über den ich zu Recht oder zu Unrecht viel nachgedacht habe. In der Popmusik gibt es immer wieder überraschend komplexe Lyrics.

The man who sold the world – gibt es vielleicht wirklich einen Mann, der die Welt (vor langer langer Zeit) verkauft hat? In der als Gnosis bezeichneten religiösen Strömung haben einige Leute so etwas ähnliches immer mal wieder vermutet – und sieht dieser Mann so aus wie der Mann auf dem Album?

Um das Cover ranken sich inzwischen Legenden und Geschichten. Wikipedia berichtet: *„Das Cover der US-Veröffentlichung wurde von David Bowies Freund, dem Comiczeichner Michael J. Weller entworfen. Es zeigt einen Mann mit Cowboyhut und einem in eine Decke gewickelten Gewehr vor einem Haus mit zerschossenem Uhrenturm. Das Haus soll die psychiatrische Klinik von Cane Hill darstellen, in der Bowies Halbbruder Terry lebte. In Europa zeigte das Cover Bowie selbst mit langem lockigen Haar, wie er in einem geblühten Kleid und derben Lederstiefeln auf einer mit blauem Satin bedeckten Chaiselongue liegt. Es ist Bowies erstes Kokettieren mit dem androgynen Image, das in den 70er Jahren typisch für ihn wurde“*. Die Berichterstattung geht dann noch endlos weiter. Mannomann!

Wer hätte das gedacht, dass die Popkulturgeschichtsschreibung irgendwann mal Fragen stellen würde, wie sie zu meiner Schulzeit mit Namen wie Johann Wolfgang von Goethe oder ähnlichen entfernten Riesen verbunden gewesen waren.

Mona, das nächste Stück, ist richtig gute amerikanische Drogenmusik. Quicksilver Messenger Service aus Kalifornien spielten – hauptsächlich zu ihrem eigenen Vergnügen – bei den *free concerts* in den Jahren 1966, 67 in den Parks von San Francisco. Da war ich gerade mal zwölf. Die Reiter vom Quecksilber-Botendienst trafen also erst etwas später bei mir ein. Ich kenne keine Musik, die den elektrischen Blues mit der verantwortungsscheuen Verspieltheit der Hippiemusik so selbstvergessen zusammenschmilzt – Leute, das ist Kunst! – aber der Band war das bestimmt egal, wie das hieß. Das Stück ist auch etwas länger als die vorherigen – gönnt es euch mal! Mona von QMS.

Vielleicht war es in Wirklichkeit Hank Williams, der den Popsong überhaupt erfunden hat. Damit ein Lied als Popsong durchgeht, muß es von einem großen Publikum sofort und auf der Stelle verstanden und geliebt werden und zugleich muß es – zumindest eine Zeit lang – von einer so tiefen und unergründlichen Wahrheit handeln, dass man es immer und immer wieder hören kann und möchte. Ihr könnt das bei meinem nächsten für euch ausgewählten Titel mal prüfen. „*Ich seh doch immer noch super aus und warum liebst du mich nicht mehr so wie früher*“, fragt Hank. „*Meine Fehler, die hatte ich doch früher auch schon! Also, warum behandelst du mich so wie einen ausgelatschten Schuh* – **Why don't you love me like you used to do**“.

„Schon schlägt es Mitternacht. Du hast mich heimgebracht. Langsam verhallt dein Schritt. aber mein Herz geht mit“. **Die Welt ist so schön wie ein Traum.** Ja, die Welt ist so schön wie ein Traum. Wer hat das gesungen? Ich wüßte es wahrscheinlich auch nicht, wenn ich das Lied nicht zuhause immer mal wieder gehört hätte. Mein Vater hatte die Platte. Und sie ist von Renate Kern. Die Sängerin aus Delmenhorst mit der schönen Stimme hat sich leider das Leben genommen, als sie keiner mehr hören wollte und sie höchstens noch zur Eröffnung von Baumärkten engagiert wurde. Vor einigen Jahren kam ein Dokumentarfilm über ihr Leben in die Kinos. Da sind dann viele hingegangen.

Ich hab über meine 15 Lieder zwar sehr lange nachgedacht, aber sie dann am Ende doch an einem Abend kurzentschlossen zusammengestellt. Mehr als eine Stunde sollte es – wie im DLF – dann auch nicht sein, also 15 Lieder mal ungefähr vier Minuten macht 60 Minuten, so die Idee. Erdmute hat mir noch vorgeschlagen, die ganzen Zettel mit den vielen durchgestrichenen und neu wieder hingeschriebenen Titeln heute Abend doch mal auszustellen. *Playlist, must, can, ultimativ*, so gehen die Überschriften und Rubriken. Das wollte ich aber nicht.

Ich bin selbst ein bißchen überrascht von Auswahl und Reihenfolge. Aber es ist eben so gekommen. Die Geschichte geht jetzt ihrem Ende entgegen mit dem Paul Simon

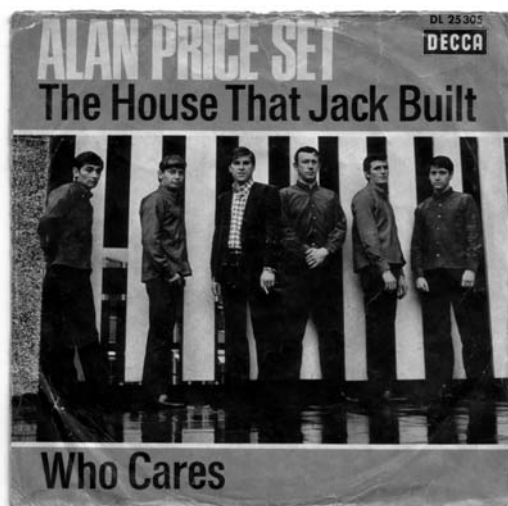
Titel **Mother and child reunion**, gespielt von Randy California, der 1966 beinahe mit Jimi Hendrix nach London gegangen wäre. Schließlich waren sie in derselben Band, den Blue Flames, die in den Coffeeshops von New York ziemlich gut ankamen, aber Randy war erst 15 und seine Mutter hat es nicht erlaubt. Jimi Hendrix' Einfluß ist Jahre später immer noch nicht zu überhören. Mother and child reunion: Mutter und Kind Wiedervereinigung ...

Bitte, bitte, lasst diesen Abend noch nicht zu Ende sein. Bevor ihr geht, trinkt doch noch einen Kaffee, setzt euch nochmal hin: „*Ach, mit dir wollte ich doch noch ein paar Worte wechseln, woher kennst du Thomas mal noch? Und kennst du auch den und den und wo ist die jetzt eigentlich?*“ – und sowieso sind wir mit unserem Programm auch nach dem Ende meiner Geschichte noch nicht durch.

Den vorläufigen Schlußpunkt setzt jetzt Bob Dylan mit **One more cup of coffee** von Desire, einer LP, die zu den wenigen gehört, die Matthias vor mir hatte – Dylan beschwört darin seine Erinnerung an ein Zigeunerfest, das er in Südfrankreich beobachten, an dem er vielleicht sogar teilnehmen konnte. Respektvoll zeichnet er den Patriarchen der Familie: „*He oversees his kingdom, so no stranger does intrude, his voice it trembles as he calls out for another plate of food* • *Stolz und aufmerksam betrachtet er sein Reich, kein Fremder soll es*

betreten, und doch zittert seine Stimme, als er ruft, man möge ihm noch etwas zu essen bringen“. Und seine Tochter, mein Gott, muß die schön gewesen sein. Unerreichbar sogar für den König Bob Dylan: „Your loyalty is not to me, but to the stars above • Nicht ich bin es, dem du dich hingibst. Du liebst nur die Sterne am Himmel“, klagt er bewundernd.

Was mir immer sehr gut gefällt ist, dass diese Zigeunerin, wie es in dem Lied dann auch noch heißt, überhaupt keine Bücher auf ihrem Regal stehen hat. Sie kann nämlich nicht lesen und schreiben. Das kann Erdmute zwar, aber Bücher hat sie auch nicht so viele stehen. Noch eine Tasse Kaffee bitte!



ZUGABE 2



Zehn Jahre später. Ich werde 70. Und vor 200 Jahren wurde Caspar David Friedrich geboren. Wie ich so ein bißchen um dieses Jubiläum herumlese, entdecke ich Kleists frühe Besprechung von Friedrichs *Mönch am Meer*. Für ein paar Augenblicke denke ich, der Text handelt von einem meiner Bilder – vom *Pelikan*. Ich denke nochmal drüber nach – ok, ein paar kleine Änderungen – und irgendwie paßt es dann tatsächlich. Eine Idee für meine Geburtstagsfeier ist da. Das wird bestimmt lustig: Wir spielen *Caspar David Friedrich und Ich!*

CASPAR DAVID FRIEDRICH UND ICH

Kleines Theaterstück mit Bildern und Musik in zwei Teilen.
Bühne: Eine schwarze Wand, Stuhl. Es spielen mit: Zwei bis vier Herren, drei bis vier Damen, zwei bis vier Kinder, ich selbst (alle in Kleidung unserer Zeit) oder lediglich ausreichend Sprecher, die z.B. den als Papp- oder andere Figuren auftretenden Bildbetrachtern für die Wechselgespräche ihre Stimme leihen. Ein Musikensemble oder ein Solist (möglichst live).

Tatsächlich haben am Ende meine Geburtstagsgäste und ich das Stück aufgeführt – so gut es eben ging.

VORSPANN

Kleine Einführung über CDF und was den Zuschauer erwartet

Sprecher:

Aus meiner Kindheit – oder war es später? – erinnere ich mich an eine chinesische Künstlerlegende: Ein alter Tuschemeister müht sich ab, einen Wasserfall so zu erfassen, wie dieser eben sei – und es will ihm nicht gelingen. Er ist verzweifelt, wird böse und wirft sein Tuscheglas an die Wand und siehe da: ein Wasserfall! Ob ich es mir nun so ausgedacht habe oder ob er dann wirklich in dieses Bild hineingegangen und für immer verschwunden ist – ich weiß es nicht mehr.

Dem persischen Mystiker und Dichter Rumi, widerfuhr etwas ähnliches: Er liebte und liebte, aber er fand kein Gehör. Jedesmal, wenn er an die Tür des oder der Geliebten klopfte und sich auf die Frage hin, wer er sei, auch artig vorgestellt hatte, erhielt er zur Antwort: „Für sie beide zusammen sei leider kein Platz an diesem Ort“. Da hatte er eine Idee: „Das nächste Mal, wenn er oder sie mich fragt: Wer ist da? Dann sage ich: DU bist da“.

Und Caspar David? Wonach hat er gesucht? War der Blick der vielen dem Betrachter abgewandten Männer und Frauen an Küstenabbrüchen, Stränden und auf Schiffsplanen sein Blick? War es vielleicht ein ekstatischer Blick?

Friedrichs Dresdner Atelier ist in seiner kargen Schlichtheit einmal als Meditationszelle beschrieben worden. Und das scheint der Maler selbst so empfunden zu haben. Als ihm seine Frau von einer Reise zu ihren Verwandten nach Meissen den dortigen Tagesablauf liebevoll schilderte, schrieb er zurück: „Wenn ich dir alles und jedes genau und umständlich beschreiben wollte, was den lieben langen Tag hindurch um mich her geschehe und gesprochen würde, wie du es getan, liebe Line, dann erhieltest du einen großen Bogen unbeschriebenes Papier als Brief von mir. Alles ist Stille – Stille – Stille um mich her; diese Stille tut mir zwar wohl, aber immer möchte ich sie nicht in einem so hohen Grade um mich haben.“ Er erzählt dann aber doch noch, wie es im Garten aussieht, dass die Tauben brüten, dass die Waschfrau da war usw.

Soweit das Häusliche, aber auch draussen in der Natur ist er gern allein – und auch wieder nicht: „*Ich muß mich dem hingeben, was mich umgibt*“, schlägt er die Einladung eines fürstlichen Gönners zum Mitreisen in die Schweiz aus, „*muß mich vereinigen mit meinen Wolken und Felsen, um das zu sein, was ich bin. Einmal wohnte ich eine ganze Woche im Utterwalder Grund zwischen Felsen und Tannen, und in dieser Zeit traf ich keinen einzigen Menschen; es ist wahr, diese Methode rate ich niemandem – auch für mich war das schon zuviel: unwillkürlich tritt Düsternis in die Seele*“. Er war ja kein Mönch. Wollte wohl auch keiner sein. Er war ein Maler.

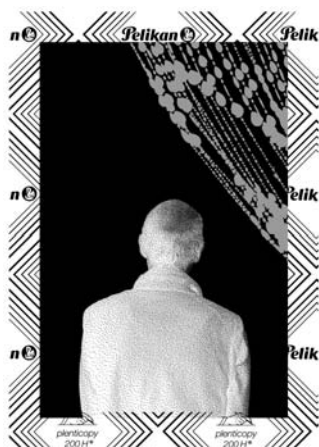
Heinrich von Kleist – als Herausgeber im Feuilleton des Dresdner Kunstjournals *Phoebus* tätig und zum Freundeskreis des Malers gehörend – schrieb einmal, dass Friedrich eine Landschaft so male, als habe die sich mit ihrer eigenen Kreide und ihrem eigenen Wasser selbst gemalt und er, Kleist, glaube, ein solches Bild brächte Füchse und Wölfe zum Weinen! Bei einem Blick auf Friedrichs Bilder erführe man, so die oft zitierten Worte, wie es einem ergehe, dem die Augenlider weggeschnitten wären.

Kleist war zu diesem Zeitpunkt 30 Jahre alt, Friedrich nur drei Jahre älter. Mit seinen Freunden Achim von Arnim und Clemens Brentano verfaßte der Dichter wenige Jahre später für die *Berliner Abendblätter* eine im Stil der französischen Salonrezensionen gehaltene Besprechung von Friedrichs *Mönch am Meer*: Verschiedene Besucher

ziehen an dem Gemälde vorbei, unterhalten sich darüber und der Reporter schreibt mit.

Dieser Reportage könnt ihr gleich folgen – mit der einen oder anderen Anpassung an veränderte Zeiten und Umstände. (*Ab*)

AUFFÜHRUNG



Ich komme hinter der Wand hervor, hänge meinen Druck *Pelikan* auf und nehme an der Seite Platz. Verschiedene Betrachterteams treten auf und kommentieren das Gesehene – in Anlehnung an Kleists Text von 1810.

Sprecher: Eine Dame und ein Herr, welcher vielleicht sehr geistreich war, treten auf.

Die Dame (sieht in ihr Verzeichnis):

Nummer zwei: *Pelikan*, Siebdruck auf Karton.

Wie gefällt ihnen das Bild?

Herr: Unendlich tiefsinnig und erhaben!

Dame: Meinen Sie das Kunstwerk oder den Künstler?

Herr: Liebe Frau Kriegsrat, ich meine die Empfindung des bekannten Lübeckers bei diesem Bilde.

Dame: Ist es schon so alt, dass der Thomas Mann es auch gesehen hat?

Herr: Sie mißverstehen mich, ich rede von Thomas K L O C K mann. (Ab)

Sprecher: Eine Lehrerin und zwei junge Mädchen.

Erzieherin: Er schaut in die blaue Nacht hinaus.

Erste Demoiselle: Wo der Mond scheint.

Zweite Demoiselle: Wo die Satelliten ihre Bahn ziehen.

Erzieherin: Was er wohl sieht? Wie schön, dass er sich in einen goldenen Rahmen hineingestellt hat. Da schaut einmal: Das ist ja das Muster vom guten alten Durchschreibepapier!

Erste Demoiselle: Ach ja, ich möchte mir wohl selbst einmal einen Spiegel mit einem Rahmen aus lauter goldenen Ranken und Rosen aufhängen. (Ab)

Sprecher: Eine junge Frau mit zwei blonden Kindern und ein paar Herren.

Herr: Herrlich, herrlich! Dieser Künstler ist doch der einzige, der in seinen Bildern ein Gemüt ausdrückt. Es ist eine große Individualität in diesem Blatt, die hohe Wahrheit, die Einsamkeit, die blaue, schwermutvolle

Nacht – er weiß doch, was er macht.

Erstes Kind: Was ist denn das?

Erster Herr: Das ist die Nacht, mein Kind, und ein Mann, der in die Ferne schaut und traurig ist, dass er keinen so artigen Jungen hat wie dich.

Zweites Kind (zum ersten): Hast du noch'n Kaugummi?

Erster Herr: Ja, er ist das Gemüt, das Herz, die Reflexion des ganzen Bildes in sich und über sich. Er verschwindet gleichsam in die Nacht hinein wie die auf das Meer hinausblickenden Männer an den Stränden Rügens, die uns der große Caspar David Friedrich gemalt hat.

Zweiter Herr: Wie göttlich ist diese Staffage gewählt, die Figur ist nicht wie bei den gewöhnlichen Herrn Maler ein Gegenstand unter anderen. Er ist die Sache selbst, er ist das Bild; und indem er in diese Gegend wie in einen traurigen Spiegel seiner Abgeschlossenheit hineinzuträumen scheint, treibt ihn die sternenlose, einschließende Nacht, die ihn wie ein Gelübde beschränkt, und der gläserne Vorhang, der das Geheimnis verhüllt, wieder wie eine einsame, von sich selbst weissagende Balkonpflanze symbolisch hervor.

Erster Herr: Herrlich, gewiß, Sie haben recht.

(Zur Dame): Aber, meine Liebe, Sie sagen ja gar nichts.

Dame: Ach, es war mir vor dem Bilde wie zu Haus, es rührt mich, es ist doch recht natürlich, und als Sie so sprachen, war es mir gerade so undeutlich wie sonst,

wenn ich mit unseren philosophischen Freunden am Meere spazieren ging. Nur wünschte ich, dass eine frische Seeluft wehte und dass die Sterne niederglänzten und das Wasser rauschte. So ist's mir als wie Albdrücken und Sehnsucht nach dem Vaterland im Traum – kommt weiter, es macht mich traurig. (Ab)

Sprecher: Eine Dame und ein Führer.

Dame (steht lange stumm): Groß. unbegreiflich groß! Es ist, als ob diese blaue Nacht Kermanis herrliches Buch über den armen Hölderlin gelesen hätte.

Herr: Sie meinen, es ist so, als ob dieser Balkonträumer hier gleich anfängt, den Mond anzusingen.

Dame: Wenn Sie nur nicht immer spaßten und einem die Empfindung stören. Sie empfinden heimlich doch dasselbe, aber Sie wollen im anderen belachen, was Sie in sich verehren. Ich sage, es ist, als wenn die Nacht den Kermani gelesen hätte.

Herr: Und ich sage ja, und zwar den Berliner Raubdruck und dazu noch die Schopenhauerbiografie des fleißigen Safranski.

Dame: Ich kann Ihnen nicht besser antworten, als mit einer parallelen Anekdote: Da der unsterbliche Goethe zum ersten Male in einem Gedicht geschrieben hatte „Die Morgenröte lächelt“, sagte Madame Schiller, indem sie es las: „Was macht sie denn dabei für ein Gesicht?“

Herr: Gewiß kein so schönes, wie das Ihre, indem Sie dies sagen.

Dame: Nun fallen Sie ins Fatale.

Herr: Und Schiller freute sich, dass seine Frau es Goethe mal gegeben hatte.

Dame: Ich sollte Ihnen für ihre Worte eine Nachtmütze aufsetzen.

Herr: Nein, mehr erfreute mich eine Ansicht Ihrer Natur von der Nachtseite.

Dame: Sie sind unartig.

Herr: Seht, so seid ihr Weiber, ihr vernichtet am Ende doch, was ihr empfindet, ihr saget vor lauter Lügen die Wahrheit. Oh, ich wollte, ich wäre der Träumer, der so ewig einsam hinüberschaut in die dunkle verheißungsvolle Nacht, die wie die Apokalypse vor ihm liegt, so wollte ich mich ewig sehnen nach Ihnen, liebe Julie, und Sie ewig vermissen, denn diese Sehnsucht ist doch die einzige herrliche Empfindung in der Liebe.

Dame: Oh je, mein Guter; wenn Sie so reden, dann will ich sie jetzt lieber nicht allein lassen. (Ab)

DEM MEER ENTGEGEN



Ein Blick in den Himmel und hinein in mein Herz
woher dieses Singen und der schweigende Vers
im Fluß scheint die Sonne, bring Wasser herbei
laß niemand ertrinken, komm mit – nur wir zwei

Am Ufer die Steine, das Gras wie gekämmt
ein Boot in der Strömung
wer den Namen bloß kennt

IM WOHNZIMMER DES GEFÜHLS



In einer alten Sage aus dem böhmischen Quellgebiet der Elbe wird von Bergleuten erzählt, die im Riesengebirge unterhalb des Elbfalls einer geheimnisvollen Tätigkeit nachgingen: *„In dem Wiesengrund wirst du finden ein klein Flößlein und in demselben wirst du finden Perlen als die Erbsen groß. Aber auf der anderen Seite, unter der schwarzen Tanne, ist viel Gold verborgen, und es ist soviel Gold, dass zwei oder drei Königreiche damit zu bezahlen wären.“*

Etwa 800 mit der Streichholzschachtel im Schultatlas gemessene Kilometer weiter westlich steht in Lauenburg zwischen dem großen Strom und der hohen Kirche ein Künstlerhaus: Flußschiffe ziehen vorbei und grüßen mit ihrem Namen: *Moldau und Merseburg, Alte Liebe, Gertrud*

und *Glückauf*. Um die Kirche herum ist es still. An den Wochenenden bevölkern Tagesgäste die Elbstraße, deren Bewohner in oft eigenwillig dekorierten Fenstern von ihrem Leben erzählen, vielleicht, damit man sie in Ruhe läßt.

Die Melancholie ist eine Kraft zwischen nah und fern. Diese Überschrift hat Erdmute Prautzsch – noch vor ihrer Lauenburger Zeit – für ihre Malerei gefunden. Sie ist aus Hamburg hierhergekommen und hat jetzt am Ufer festgemacht für ein knappes Jahr.

Gehen wir an Bord. Es ist nicht ganz einfach, die recht schmale Treppe hinabzusteigen, um einen Blick in die geräumige Stube zu werfen. Hier wohnt sie also: Erdmutes Bilder schildern das Leben im Wohnzimmer des Gefühls. Kommen sie ruhig näher, genießen sie Farbe und Form, Ausstrahlung und Atmosphäre, aber geben sie auch ein wenig acht, hier wird gelebt und auch ein bißchen gelitten, vergessen sie nicht, sie sind hier zu Besuch: Möchten sie etwas trinken, ein Stück Kuchen, eine Zigarette?

Die Malerei der inneren Landschaft hat ihre eigenen Gesetze. Es geht um Tiefe und Sammlung, träumende Versenkung in Muster und farbiges Licht. Das Auge durchmißt den Raum – vom Haus zum Garten zum Zaun, hinauf in die Blätterkrone der Bäume – vom Holz zum Himmel. Da hängen die Trauben: rund und schön – nah und fern.

„Denken sie daran, dass Raumvertiefung im Kunstwerk immer das Entscheidende ist“, schrieb Max Beckmann im ersten der drei Briefe an eine Malerin, „Raum,

dessen wesentliche Bedeutung identisch ist mit Individualität, oder das, was die Menschen Gott nennen“.

Erdmute Prautzschs Vorfahren mögen zum Teil aus Böhmen kommen, wie ich mich zu erinnern glaube, oder auch nicht. Sie versteht sich jedenfalls auf die Schatzsuche – und ob sie sich eines Tages davon ein Königreich kaufen kann – wer weiß?

*Vorgetragen zur Eröffnung von Erdmutes Ausstellung
im Lauenburger Künstlerhaus*



HAUSARBEIT UND ANDERE TRÄUMEREIEN

Im Altertum hieß die Erde *Oikumene*, die Bewohnte. Im Neuen Testament erinnert die Rede von den Nestbaukünsten der Tiere allerdings daran, dass wir das Wohnen immer noch lernen müssen.

„*Dichterisch wohne der Mensch*“, empfahl Friedrich Hölderlin. Moralisch solle er wohnen, fordert der Philosoph Franz Vonessen und verweist dabei auf die Grundbedeutung des griechischen Wortes *Ethos*, als des einer Sache wesentlich zugehörigen Ortes, den für sich selbst zu finden, die menschliche Aufgabe schlechthin sei.

„*Adam, wo bist du?*“ – Gottes Frage an alle Paradiesvertriebenen, bedeutet also ungefähr soviel wie: „Adam, hast du deine Hausaufgaben gemacht?“ In diesem Sinne ist künstlerische Arbeit Hausarbeit – und es schadet ihr wahrscheinlich wenig, wenn sie mit dem, was man landläufig darunter versteht, in engere Berührung kommt. Hat man nicht Zenmeister die aufmerksame Erfüllung häuslicher Pflichten preisen hören?

Viele überkommene Grenzen zwischen Kunst und Nichtkunst gelten als gefallen. Niemand, heißt es, kann sicher wissen, wie die kommende Kunst aussieht oder auszusehen hätte. Bekümmert mich das? Kaum. Ich bin ein Träumer aus der zweiten Reihe.

Von Robert Walser weiß ich: „*Wer das Schöne sucht, dem bietet es sich meistens auch freundlich dar*“. Walsers außerordentlich bedenkenswertes Leben kündigt von der Einebnung des Unterschiedes zwischen der verdienten

oder unverdienten Zuteilung eines inneren Friedens und der ernsthaften Bemühung um das „*reine, selbstzufriedene Wesen der Kunst*“.

Von Isaac Singer, einem weiteren Großen unter meinen zahlreichen Helden, sagt man, ihm sei es immer wieder gelungen, die vertrauten und abgenutzten Gegenstände in Haus und Werkstatt und Geschäft in das warme Licht der Religiösität und des Respekts zu tauchen.

So zu malen, wäre das nicht schön?

Oft beschäftigt mich das in den chassidischen Geschichten überlieferte Gebet der Frau des Rabbis von Berditschew: „*Herr der Welt, ich bitte dich, hilf mir, dass mein Levi Isaak, wenn er am Sabbat über diese Brote den Segen spricht, dasselbe im Sinn habe, wie ich in dieser Stunde, da ich sie knete und backe*“.

So zu leben, wäre das nicht wunderbar!

*Vorgetragen zur Eröffnung einer eigenen Ausstellung
in Wismar*

SUNDAY PRINTER – ODER EINMAL BEATLES ÜBER GOETHE UND ZURÜCK

Der Sonntagsmaler hat in der Welt der Kunst – sagen wir es mal so – nicht den besten Ruf. Sogar die Beatles haben sich in ihrem Song *Day Tripper* über ihn lustig machen wollen: Paul McCartney erzählte seinem Biografen Barry Miles: *„Das war so ein augenzwinkernd vorgetragenes Lied über einen Tagesausflügler, einen Sonntagsmaler und Sonntagsfahrer, über einen, der sich seiner Leidenschaft nur halbherzig widmet, während wir natürlich meinten, rund um die Uhr und jeden Tag im Dienst zu sein.“*

Aber waren die Beatles nicht irgendwie selber Sonntagsmusiker – denen musikalisch vieles gelang, obwohl sie kaum Noten lesen konnten? Waren sie nicht – zumindest am Anfang – ganz klar Amateure und war das nicht gerade gut? Waren sie deshalb nicht gerade frei und offen für ein Leben und Kunst verbindendes Wir-gehen-nach-London-Experiment, wie es lange vor ihnen – und jetzt müsst ihr London durch Rom ersetzen – Johann Wolfgang von Goethe auch schon unternommen hat?

Goethe gehörte zu den Verehrern des Kunstschriftstellers Johann Joachim Winckelmann. Warum? Winckelmann galt seinen Anhängern als Stifter eines neuen Ideals von Selbstverwirklichung, einer Verschmelzung von Kunst und Leben, von zarter Sinnlichkeit und Moral. Auf Winckelmanns Spuren reiste Goethe nach Rom – um zu malen! Hoffte er, seinem „Modell“ sozusagen noch ein bißchen näher zu kommen, es nicht nur zu „bedich-

ten“? Der 37-jährige gab in der ewigen Stadt allerdings bald auf und blieb – wie er selber zunächst ernüchtert feststellte – auf dem Gebiet der bildenden Kunst ein Dilletant.

Insgeheim – es auch vor sich selbst leugnend – scheint er sich damit aber überhaupt erst für die Eigentümlichkeit und Erfordernisse der Welt der Bilder geöffnet zu haben: *„Goethes Abschied von der Illusion des Künstlertums“*, urteilt Petra Maisik, Leiterin der Kunstsammlungen des Frankfurter Goethehauses, *„ist mit einer spürbaren Befreiung verbunden. Der Zeichner, der er bis in die zwanziger Jahre bleibt, wirkt oft mutiger als zuvor und wie im Einklang mit seiner eigenen Unvollkommenheit. Früher hatte Goethe zeichnen wollen, jetzt tut er einfach, was er kann“*.

Obwohl Maisik sich vor der Feststellung, dass Goethe im Reich der Bilder kein großer Künstler war, nicht verschließen zu können glaubt, hat sie über sein zeichnerisches Werk 1996 doch ein Buch gemacht und das kostete damals immerhin schlappe 178,- DM!

Die Idee der Lebenskunst als Ästhetik der Existenz hat ihre Anziehungskraft bis heute nicht verloren. Wie sollte sie auch? Michel Foucault adelte die im Brian-Eno-Stil herausgeputzten Berliner Diskothekenbesucher und Hermaphroditen der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts als *„Arbeiter an der Schönheit des eigenen Lebens“*, als Künstler und Akteure auf dem Feld einer als

„*Machtspiel wahrgenommenen Freiheit*“. Schön sei das, was das Leben „*bejahenswert*“ erscheinen lasse und in einem kreativen Verhältnis zu sich selbst erarbeitet werde, erkannte später der Philosoph und vielgelesene Lebenshilfeautor Wilhelm Schmid.

Werde, der du zu sein vorgibst.
Dandy, you're alright!



AUSGRABUNGEN



ANDERES AUFGESCHRIEBENES

WISSENSCHAFTLICHE VERÖFFENTLICHUNGEN (ETHNOLOGIE)

1982 / *Lübecks völkerkundliche Sammlungen und ihr heutiger Aussagewert* (mit Helga Rammow)
Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft zu Lübeck,
H. 55, S. 189 - 198

1983 / *Der Mutterbruder in Südafrika – eine Interpretationsgeschichte 1912 - 1982*
Anthropos, Vol. 78, S. 422 - 436

1985 / *Haus und Ahnenkult: Die Tallensi*
Triolog, H. 7, S. 10 - 13

1986 / *Vom Geheimnis menschlicher Gefühle – Günther Tessmanns Pangwe-Monographie im Lichte seiner Lebenserinnerungen sowie neuerer Forschungen*
Wiener Ethnohistorische Blätter, Heft 29, S. 3 - 20

1988 / *Günther Tessmann: König im weißen Fleck – Das wissenschaftliche Werk im Spiegel der Lebenserinnerungen*
Ein biographisch-werkkritischer Versuch
Dissertation, Hamburg 1988

1990 / *Bruchstücke einer großen Tradition – Gedanken zur Malanggan-Ausstellung der Lübecker Völkerkunde-Sammlung, Völkerkunde Museen 1990, Festschrift für Helga Rammow, Lübeck, S. 257 - 264.*
Mit einer landeskundlichen und kulturgeschichtlichen Einführung, enthalten auch im nächsten Titel

1992 / *Südseebilder – Begegnungen mit einem Mythos*
Tübingen (Materialien zu einer Ausstellung des völkerkund-
lichen Instituts Tübingen)

KUNST + ERBAULICHES (NICHT GANZ SO
WISSENSCHAFTLICHE VERÖFFENTLICHUNGEN)

2011 / *giveaway*
Bilderheft, Siebdrucke (Abbildungen),
24 Seiten, Auflage 250 Stück,
Selbstverlag (wie das meiste im folgenden auch)

2015 / *Szenen des Heiligen – ermäßigt*
Bilderheft, Siebdrucke (Abbildungen),
24 Seiten, Auflage 250 Stück

2017 / *Pelikan – Bilder und Erzähltes*
Bilderheft, Siebdrucke (Abbildungen) und Geschichten,
24 Seiten, Auflage 250 Stück

2019 / *Colours of You*
Somewhere in my mind there is a painting box
Katalog einer Ausstellung im Schloß Reinbek,
Hamburg 2019, hyperzine verlag

2020 / *I_not_I*
Bilderheft, Siebdrucke (Abbildungen) und Geschichten,
24 Seiten, Auflage 250 Stück

2020 / *Durchgelesen – Mein Bücherregal erzählt*
152 Seiten, Auflage 50 Stück

2021 / *Es war einmal – Du und ich und alles, was es sonst noch so gibt*. Bildgeschichten und Kunstbetrachtungen
60 Seiten. Enthält *Am Anfang war der Nylonstrumpf*, eine Geschichte des Siebdrucks in Westdeutschland (nach 1945).
Dazu gehört ein die Stories begleitendes Bilderheft mit
24 Seiten, Auflage 50 Stück

2022 / *Durchgelesen 2 – Mein Bücherregal erzählt weiter*
124 Seiten, Auflage 25 Stück

2022 / *Take the long way home*
vorläufige Lebenserinnerungen, einige Exemplare

2024 / *SMS – Best of Durchgelesen 1+2*
160 Seiten, Auflage 50 Stück

2024 / *Dies hier: mein Rendezvous-Manöver*, Aufl. 100 St.

ÜBERSETZUNGEN INS DEUTSCHE

1996 / Arthur Grimble, *Return to the Islands*, London 1957
Der zweite Band der Lebenserinnerungen des britischen
Verwaltungsbeamten und späteren Gouverneurs der Gilbert
Inseln (heute Kiribati). Autobiografie, Ethnografie, Dichtung –
ganz großartig! – leider fand sich kein Verlag.

Mein mit dem alten Schulwörterbuch vorgenommener Übersetzungsversuch existiert lediglich als Typoskript und müßte im Fall weiterer Verwendung wohl nachlektoriert werden. Eine kurze Einführung zum Autor ist beigegeben. Grimble lebte von 1914 bis 1932 auf den Inseln. Der erste Band *A Pattern of Islands* war kurz nach der englischen Originalausgabe in deutscher Übersetzung im Marion von Schroeder Verlag erschienen.

2005 / *The Kabbalah Tree – A Journey of Balance and Growth*, St. Paul (Minnesota) 2004

Erschienen als Rachel Pollack, *Der Kabbala Baum – Reise zu Balance und innerem Wachstum*, Saarbrücken 2006
(Begleitbuch zu Hermann Haindls Gemälde *Baum des Lebens*)

UND DANN NOCH DIES

2018 / *Schwarz auf Weiß. 60 Jahre HeimatEcho – Wie Buchstaben und Bilder in die Zeitung kommen*

Eine kleine Druckgeschichte. Erinnerungen und Recherchen
De Spieker, Jahrbuch 2017

Band XI der Reihe der Jahrbücher der Gesellschaft für
Heimatsforschung und Heimatpflege in den hamburgischen
Walddörfern e.V.

KOMMENTIERTES BILDVERZEICHNIS

7 / *Streckennetz*

Die rechte Hälfte des gleichnamigen Siebdrucks

11 / *MeTibet*

Sandwichabzug aus meiner Dunkelkammer zu Schulzeiten

12 / *Aufkleberfolie aus dem Überraschungsei*

Die einzelnen Elemente sind schon weg, es stehen nur noch die farbigen Ränder

16 / *Endspiel (Ausschnitt)*

Ein riesiger Fußball wirft einen Schatten

19 / *Komm!*

John Lee Hooker wird geholfen, geführt, versorgt

23 / *Egoshooter*

Der Zaunkönig weiß es besser

27 / *Left behind*

Wo sind die anderen alle? Was machen wir jetzt?

29 / *VW in Afrika*

Njiiri von Kiambu vor seinem VW 1300.

Werbung im MERIAN-Heft „Augsburg“ von 1966.

Mindestens einer von 10 Millionen Volkswagen wird von einer königlichen Hoheit gesteuert (Original-Bildunterschrift)

31 / *Pirate of the Caribbean*

Nach dem Konfirmandenunterricht mit James Bond durchs ElectricLadyland zu Hermann Melville (per Schiff)

32 / *Ewig will ich neu für Dich entbrennen...*

GedichtSchönschreibübung meiner Tante während ihrer Ausbildung zur Kinderpflegerin in den 1930 Jahren

37 / *Schneewittchen*

Plattenhülle. Eine von meinen geliebten Märchenplatten.
Mehr dazu in SMS

41 / *Fanny und Julia*

Doppelportrait nach dem Gemälde von Angelika Kaufmann
(Julia) und einer Fotografie (Fanny)

43 / *My little Lady*

Gekröntes Haupt meiner Muse (aus der Belichtungsvorlage)

51 / *Hier wohnen die kleinen Preise*

Zu mehr hat es nicht gereicht – und nun ist es schon wieder
zu Ende (Internetfund, Fotograf leider nicht notiert, sorry!)

55 / *Badespielzeugrettungsring*

Inmitten von allerlei Wesen, die mit mir unterwegs sind

63 / *Lorelei*

Ich glaube die Wellen verschlingen am Ende Schiffer und
Kahn

65 / *Streckennetz*

Die linke Hälfte des gleichnamigen Siebdrucks

66 / *Pelikan 1*

Blaues Kohledurchschreibpapier für die Schreibmaschine mit
dem charakteristischen Muster

75 / *Cash*

Cover der CD-Hülle der American Recordings des Sängers

77 / *Sun*

Der Hahn im Logo des berühmten Plattenlabels

79 / *Ich steh an deiner Krippen hier*

Nr. 37 im aktuellen Gesangbuch der nordelbischen Kirche.

Paul Gerhardt hat es geschrieben, ist der Dichter.

Ich singe (und sage mir) die Strophen 1 bis 4 und 9

das ganze Jahr über. Mit einem Lied die Welt verstehen!

Vielleicht noch *Es kommt ein Schiff geladen* dazunehmen und
der Mond ist aufgegangen

85 / *Moorbekring*

Blick aus dem Fenster unserer Wohnung auf die gegenüber-
liegende Häuserzeile. Im Schneeregen – Moorregen

91 / *Bücherbord*

Meins (ein Teil davon), es geht also auch mit ganz vielen
Büchern – und Schallplatten, DVDs usw.

95 / *Weihnachtsmarkt*

An der Petrikirche: die vorüberklingelnden und -hupenden
Kutschen und Rennwagen des Kinderkarussells

99 / *Mein Atelier*

Dort hinten an der Wand könnte ich sitzen, zwischen dem
Papierschrank und dem Tisch. Ein Stuhl steht dort schon

100 / *Klassik Pop Etc*

Discjockey an meinem 60. Geburtstag

113 / *Who Cares*

Plattenhülle (Single) des Liedes der Alan Price Set

114 / *Tischkarten*

Platzanweisung für die Gäste meines 70. Geburtstags mit
einem Hinweis auf einen wichtigen Programmpunkt

119 / *Pelikan 2*

Darum ging's

124 / *Die Elbe in Lauenburg*

Zum Meer ist es nicht mehr weit. In dem Städtchen hatte Erdmute ein Stipendium im Künstlerhaus. Ich habe sie oft besucht

126 / *Grafiker und Künstlerin*

Zum Ende der Lauenburger Zeit gab es eine Ausstellung. Die Zeitung berichtete, die Reporterin machte ein Foto

129 / *Stube und Strauß*

Ganz wie es sich der Mann für sich und seine Frau einmal vorgestellt hat. So kannte er es von zuhause

134 / *Hantel*

Schwere Gewichte mit Leichtigkeit gehoben

136 / *Unser Tisch*

Von oben gesehen. In diesem Zustand geht es ja noch



145 / *Etc*

One more cup of coffee before I go. Sie kümmert sich um mich... – ich muß... – sie muß...

ABILDUNGEN AUF DEM UMSCHLAG

Titel / *Wonderer*

Noch ein Auftritt, bevor er sich erst einmal wieder verabschiedet

Rückseite / *One*

Am Ende (hoffentlich) und manchmal auch zwischendurch:
It's all good

Auf einige Bilder, Drucke und Grafiken wird in den Geschichten namentlich hingewiesen. Wer sie gern sehen möchte, wird vielleicht auf www.kukii.de fündig, bei den Bilderheften oder auch sonst – oder er/sie schaut mal bei mir im Atelier vorbei.

© *Thomas Klockmann*
Hamburg, im Dezember 2024
www.kukii.de



*Eine freundliche, heiter-traurige Melodie
begleitet die Fahrt an den Rand der Ewigkeit.
Da wohnt doch meine kleine Lady.
Andy und Steve grüßen. Das Rennen ist in
vollem Gang.
Christophorus winkt von der anderen Seite des
Flusses.
Ein Rendezvous-Manöver fordert meine volle
Aufmerksamkeit.
Den Rest erkläre ich euch später.*

